

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Diese Politiker sind erpressbar

Die wahren Motive der Unterwerfung unter das amerikanische Diktat.

*Von Markus Schär und Roger Köppel*

## Professor Seltsam

Wie kommt der deutsche Literaturforscher Matthias Lorenz dazu, einem jüdischen Schweizer Schriftsteller Antisemitismus vorzuwerfen? *Von Philipp Gut*

## Nachruf auf den Hipster

*Ulf Poschardt über eine modische Witzfigur.*





# RAUM IN EINER NEUEN

Der neue BMW 3er Gran Turismo setzt neue Maßstäbe in Sachen Raumgefühl, Design und Komfort. Genauso wie mit der einzigartigen Vernetzung von Fahrer, Fahrzeug und der Aussenwelt – dank BMW ConnectedDrive. **Ab 15. Juni bei Ihrem BMW Partner.**

**DER NEUE BMW 3er GRAN TURISMO.**





**BMW 3er**  
Gran Turismo



[www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)

**Freude am Fahren**

# FORM.

Jetzt scannen und  
Webspecial entdecken.



15. März – 17. November 2013  
Bernisches Historisches Museum

# Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser  
und seine Terrakottakrieger

[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Tickets auf  
[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Ein Kulturrengagement von





## Intern

Nach der Entscheidung der USA, die syrischen Rebellen auch mit Waffen zu versorgen, spricht die halbe Welt von der zu erwartenden Eskalation im Bürgerkriegsland und von der entscheidenden Schlacht um die Wirtschaftsmetropole Aleppo. Die wenigsten Medien



*Unverfälschtes Bild:* Reporter Pelda in Syrien.

schicken jedoch Korrespondenten ins Kriegsgesümmel, um sich ein unverfälschtes Bild von den Ereignissen zu machen. Kurt Pelda reiste in den vergangenen Wochen immer wieder nach Syrien. Er berichtet, dass Amerikas Geheimdienst CIA schon lange in Nachschublieferungen zugunsten der Rebellen verwickelt ist, auch wenn möglicherweise andere Staaten die Finanzierung übernahmen. Die Wege, auf denen die Hilfe ins Land gelangt, sind deshalb bekannt – sie führen hauptsächlich über die Türkei und Jordanien. Erste Panzerabwehrwaffen sind bereits ins Land gelangt, und die so aufgerüsteten Rebellen etablieren sich immer mehr als Panzerknacker. **Seite 46**

Mehr als eine Stunde wartete der Journalistenschwarm vor dem Nationalratssaal, um noch zwei, drei Sätze von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf zu erhaschen. Aber schliesslich drückte sich die geschlagene Finanzministerin wortlos an den Mikrofonen vorbei. Die Szene nach der Nationalratsdebatte zur «Lex USA» am Dienstag war der vorläufige Höhepunkt der Aufregung, die in dieser Session im Bundeshaus herrscht: Das Parlament soll im Schnellverfahren eigenes Recht ausser Kraft setzen, damit die Amerikaner keine Schweizer Banken «ausknipsen». Roger Köppel und

Markus Schär erklären, warum es falsch ist, der Erpressung nachzugeben, warum es viele Parlamentarier trotzdem tun wollen – und warum Eveline Widmer-Schlumpf noch nicht verloren hat. **Seite 15, 28**

Mit den Temperaturen steigt die Aggressivität. In Amerikas Städten ist der Sommer die gefährlichste Jahreszeit. Viele Teenager, die sonst in der Schule wären, treiben sich auf der Strasse herum, machen Jagd aufeinander und schiessen in der Gegend herum. Präsident Obama hat die Verschärfung der Waffengesetze zu einem Hauptziel seiner zweiten Amtszeit gemacht. Doch eine genaue Betrachtung des Schusswaffengebrauchs zeigt eklatante Unterschiede im Land, wie die Reportage von Christopher Dickey zeigt. Im ländlichen Amerika, wo am meisten Waffen getragen werden, sind die Mordziffern deutlich tiefer als in urbanen Quartieren, wo Schwarze und Hispanics wohnen. Die meisten US-Polizisten sprechen sich für weniger Waffengesetze und mehr Waffen in Privathand aus. **Seite 52**

Als Sven Michaelsen den Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa in dessen Madrider Wohnung zum Interview traf, lernte er einen eleganten Gentleman alter Schule kennen, der Hauspersonal beschäftigt, das die Mineralwassergläser auf Untersetzer stellt. Der einstige Marxist hat sich in den letzten Jahren zu einer kulturkonservativen Cassandra gewandelt, die «sehr bezweifelt, dass die Leser von Romanen und Gedichten in Spanien die Tribünen von Real Madrid füllen können». In einem grossen Gespräch spricht der Autor über die aussterbende Gattung der Intellektuellen, seine Technik-Skepsis und seine Untauglichkeit als Politiker. **Seite 58**

*Ihre Weltwoche*

# Wann ist es Zeit, an morgen zu denken?

**LGT. Partner für Generationen.**  
LGT Bank (Schweiz) AG

[www.lgt.ch](http://www.lgt.ch)



Private  
Banking

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)

**E-Mail:** [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer,

Mark van Huissing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamber,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Musciconico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Joël Hunn (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antonovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rügger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Online-Vermarktung:** Aextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

[info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in  
switzerland

**Shortcut:** Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)



“WELCOME TO OUR WORLD”



AVENGER II SEAWOLF

Im Epizentrum extremster Missionen verlassen sich Ausnahmepiloten, die täglich Höchstbelastungen ausgesetzt sind, hinsichtlich Sicherheit ausschliesslich auf die leistungsstärksten Instrumente. Im Epizentrum extremster Missionen ist die Avenger von Breitling in ihrem Element. Die Avenger Modelle, ein Konzentrat aus Performance, Präzision und Funktionalität, zeichnen sich durch ihre ultrarobuste Konstruktion und ihre Wasserdichtheit von 300 bis 3000 Tiefenmetern aus. In diesen authentischen Instruments for Professionals ticken von der COSC – der höchsten offiziellen Instanz in Sachen Zuverlässigkeit und Präzision – Chronometer-zertifizierte Automatikwerke. Willkommen in der Welt von Breitling.





Zum Rücktritt von  
Urs Paul Engeler.

Von Roger Köppel

Es war Mitte der neunziger Jahre, als ich erstmals auf einen Artikel von Urs Paul Engeler stiess. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mir der Name – ich war Kulturjournalist und begeisterte mich sonst vor allem für Sport – nichts sagte. Eher uninteressant fand ich das Thema. Engeler's Artikel, erschienen im Nachrichtenmagazin *Facts* 1995, handelte von SVP-Verkehrsminister Adolf Ogi und dem grossen Schienenbauprojekt Neat. Die vier Buchstaben verkörperten für mich namenlose Langeweile. Ogi war mir gleichgültig. Ich weiss nicht mehr, warum ich überhaupt anfing, den Artikel zu lesen, aber in der Folge war ich unfähig, ihn zur Seite zu legen.

Da war zunächst die Sprache: präzise, geschliffen, aber federnd humorvoll, ironisch, von geradezu dürrmattschem Witz, nichts Geschraubtes oder gesucht Originelles, dafür der zwingende Gang einer Argumentation, die sich unerbittlich in den Gegenstand hineinbohrte. Was mich zweitens verblüffte, war der Gestus der Infragestellung, der methodische, ja radikale, an die Wurzel gehende Zweifel, den Engeler auf das damals allseits gefeierte Milliardenprojekt und dessen beliebten politischen Vorantreiber anwandte. Mir war kein anderer bekannt, der so intensiv und so unterhaltsam über Politik schreiben konnte.

Bereits Engeler's erster «Scoop» ist charakteristisch für die Arbeitsweise dieses genialen Journalisten. Anfang 1983 entlarvte Engeler in seiner ersten Amtshandlung als Bundeshausredaktor der *Berner Zeitung* die unselige «Nowosti-Affäre». Hier ging es um die vom Bundesrat verfügte Schliessung der sowjetischen Nachrichtenagentur in Bern. Ein merkwürdiges Communiqué erschien am Freitagabend. Engeler hakte nach, entdeckte Widersprüche, kritisierte den Bundesratsentscheid und warf dem damaligen Justizminister Rudolf Friedrich vor, die Leute zu belügen. Der Jungjournalist recherchierte so forsch, dass ihn bestandene Bundeshaus-Koryphäen besorgt fragten, ob er verrückt geworden sei, sich derart mit der Bundesanwaltschaft anzulegen. Der Weg in die Einsamkeit war vorgezeichnet.

Keiner analysiert klarer, keiner fragt eindringlicher, nur die wenigsten sind bereit, sich so aufwendig und umfassend in ihr Thema einzuarbeiten. «Neugier, Mut und harte Arbeit»: So umschreibt Engeler seine Methode. Dahinter steckt auch das enzyklopädische Fassungsvermögen einer fotografischen Intel-



Karl Poppers Meisterschüler: Journalist Engeler.

ligenz, die als gewaltiger Speicher von Wissen die Situationen einfach souveräner überblickt und ordnet. Hinzu kommt der Wille, die Dinge aus neuen Perspektiven zu betrachten, sich dem allgemein für wahr und richtig Gehaltenen zu entziehen, ganz generell: unabhängig zu bleiben, den Mehrheiten zu misstrauen, an jeder These skeptisch nur so lange festzuhalten, wie sie noch nicht widerlegt, falsifiziert ist. Wenn der grosse Philosoph Karl R. Popper einen journalistischen Meisterschüler hatte, dann ist es Engeler, der kritische Rationalist unter den Publizisten.

Ohne seinen Kollegen zu nahe zu treten: Engeler ist der bedeutendste Journalist der Schweizer Nachkriegsära. Es gibt keinen anderen Rechercheur, der mehr enthüllte, aufdeckte, zerlegte, entlarvte, entzauberte und zur Kenntlichkeit entstellte. Seine Artikel zeichnen sich durch den Willen zur Aufklärung aus, torgefährlicher Mittelstürmer-Journalismus, um es in Begriffen des von ihm geschätzten Fussballs (YB) auszudrücken. Niemals verkroch sich Engeler hinter den Wohlklang schön formulierter Nullaussagen. Instinktiv steuerte er den Punkt der Intensität an, die wunden Stellen, den blinden Fleck, die unbequeme Wahrheit. Er ist der grosse Bannerträger des journalistischen Fragezeichens.

Als Ironiker hielt er Distanz nach allen Seiten, auch zu sich selbst. Keiner Partei zugehörig, zielte er auf die Herstellung von Meinungsvielfalt ab. Seine Berufsauffassung spiegelt die staatsbürgerliche Rolle des Journalismus in der Demokratie: Es geht darum, relevante Missstände zur Sprache zu bringen und darüber hinaus dafür zu sorgen, dass in demokratischen Entscheidungsprozessen alle

relevanten Positionen auf den Tisch kommen. Die Qualität demokratischer Beschlüsse folgt aus der Qualität der ihnen zugrunde liegenden Auseinandersetzungen. Indem Engeler das Prinzip der Widerrede auch gegen heftigsten Widerstand zu seinem Credo machte, leistete er der konsensfreudigen Schweiz enorme Dienste.

Seine Kunst der Hinterfragung arbeitete sich mit Vorliebe an der grössten Ansammlung von Macht im Lande ab: dem Staat. Engeler ist kein Ideologe, der auf die beruhigende Geschlossenheit eines intellektuellen Systems vertraut, aber er hat eine Haltung, die man im Ur-Sinn liberal, besser: freiheitlich nennen darf. In den achtziger Jahren richtete sich die kritische Energie gegen den überschüssenden bürgerlichen Staat der Fichen und der Geheimarmeen, deren Enttarnung in den Geschichtsbüchern mit dem Namen Engeler verbunden bleiben wird. Damals galt der *Weltwoche*-Redaktor noch als links bis grün, verewigt sogar im SP-Parteiprogramm. In den neunziger Jahren drehte der Wind, aber Engeler blieb sich treu. Der überstrenge, bisweilen paranoide Vater Staat wandelte sich zur fürsorglichen Mutter, was eine Mehrheit der Journalisten intellektuell beschwipste. Engeler's unbeirrte Machtskepsis wurde nun als rechts etikettiert.

Jetzt tritt der Thurgauer, der mit einer Arbeit über die «ironische Rede» als Sprachwissenschaftler doktorierte, in den wohlverdienten, vorgezogenen Ruhestand – bei bester Gesundheit und in der vollen Lebensblüte des erst 62-Jährigen. Während andere Journalisten abgeklärter und stummer werden, lief Ausdauersprinter Engeler in den letzten Jahren zu immer grösserer Form auf. Er entlarvte den SVP-Bundesratskandidaten Bruno Zuppiger als Möchtegern-Erbschleicher und ersparte der Schweiz damit ein kompromittiertes Regierungsglied. Mit seinen Recherchen zur Nationalbank deckte er auf, dass der oberste Schweizer Währungshüter privat mit Fremdwährungen geschäftete. Der Interessenkonflikt wurde durch Rücktritt gelöst, das Reglement des Bundes verschärft. Engeler's Kritik wirkte konstruktiv, auch hier.

Als Verleger und Chefredaktor der *Weltwoche* kann ich mich im Namen des ganzen Verlags und aller Kollegen nur verneigen und dem hochgeschätzten UPE dafür danken, dass er seine immense Energie und seinen detektivischen Spürsinn in den Dienst dieses Blattes stellte. Wir alle bedauern seinen Rücktritt, wengleich wir ihm die neue Freizeit natürlich von Herzen gönnen und ihm alles Gute für die Zukunft wünschen. Insgeheim hoffen wir, dass ihm die Zeit an den Ufern des Hallwilersees bald etwas lange werde, wodurch beim Frühpensionär doch dann und wann der Wunsch aufsteigen möge, sich wieder schreibend in der *Weltwoche* zu betätigen.

# Gnadenlos, unbestechlich, brillant, stur, scharfsinnig

Als *Weltwoche*-Redaktor Urs Paul Engeler sein Büro beim Bundeshaus kürzlich räumte, um in Pension zu gehen, atmeten viele Politiker und Funktionäre erleichtert auf. Ob man ihn mochte, interessierte den Meister der Recherche nie. Dafür zollen ihm selbst Leute Respekt, die von ihm kritisiert wurden.



**Hans-Rudolf Merz,**  
2003 bis 2010  
FDP-Bundesrat  
und Vorsteher  
des Finanz-  
departements

«Urs Paul Engeler ging mit Politikern – auch mit mir – nicht immer sehr zimperlich um. Er wird es mir deshalb nachsehen, wenn ich ihn meinerseits mit einem Trüffelhund vergleiche, dessen natürliche Begabung zum Revieren und dessen ausgezeichneter Geruchssinn gepriesen werden.

Urs Paul Engeler wählt oft schlummernde Themen voller Brisanz, und er modelliert diese alsdann meisselhart in seinen Texten. Das ist für Betroffene meinetwegen unangenehm. Aber was soll man gekonntem, systematischem Aufspüren entgegensetzen? Wenn Gewissheiten letztendlich zu den Wahrheiten führen?

Solcherart ist Urs-Paul Engeler eine unverzichtbare Kraft im gesellschaftlichen und politischen Journalismus unseres Landes. Die Demokratie als zutiefst menschenfreundliche Veranstaltung, die aber heutzutage in stets unübersichtlicheren Netzen und komplexen Prozessen abläuft, bedarf unabhängiger, spürsinniger Geister. Es braucht mutige und intuitive Persönlichkeiten. Übrigens: Wedeln und Bellen des Spürhundes sind Zeichen des Fündigseins und nicht der Aggression.»



**Christoph Blocher,**  
Nationalrat SVP, alt  
Bundesrat, Vorsteher  
des Eidgenössischen  
Justiz- und Polizei-  
departements von  
2004 bis 2008.

«Urs Paul Engeler ist für mich ein absolut unbestechlicher, der

Realität verpflichteter Journalist. Er hat sich selber einen journalistischen Auftrag gegeben. Er lautet: «Wir sind nicht dazu da, abzuschreiben, was man uns vorsetzt. Wir sind verpflichtet, hinter die Kulissen zu leuchten in die Hintergründe und in die Abgründe der Politik.» In diesem Genre war Engeler ein wahrer Meister. Man hat sich bei ihm immer gefragt, warum er dermassen klar dahinter sieht.»



**Markus Somm,**  
Chefredaktor  
Basler Zeitung

«Wenn die Geschichte der zahllosen Verirrungen der Schweizer Politik seit den 90er Jahren einmal geschrieben werden wird, dann dürfte Urs

Paul Engeler eine der wichtigsten, weil ergiebigsten Quellen sein: Kein Schweizer Journalist hat mehr Missstände aufgedeckt, mehr Irrlehren entzaubert und mehr vermeintliche Hoffnungsträger unter den Politikern und Chefbeamten demontiert als mein ehemaliger, guter, meistens heiterer, ab und zu griesgrämiger Kollege.

Überteuerte, sinnlose Neat? Engeler war der erste, der darauf hinwies und einen Kurswechsel erzwang. Wild gewordene Militärs, die mit einer Geheimarmee an unseren demokratischen Institutionen vorbei die Schweiz zu retten glaubten? Engeler, Deckname UPE, hat die beiden Organisationen P-26 und P-27 ans Tageslicht befördert und demobilisiert. Ein Nationalbankpräsident, der mit seinem Insiderwissen in die eigene Tasche spekulierte? Engeler hat Philipp Hildebrand als das entlarvt, was er war: Ein Sicherheitsrisiko für unser Land. Wenn ich UPE hin und wieder im Bundeshaus begleitete, fiel mir auf, wie die Parlamentarier wie Antilopen auseinanderliefen, als ob der Löwe aufgetaucht wäre. Jagdsaison in der Wandelhalle. Niemand war in Bern mehr gefürchtet, niemand mehr verhasst (auch bei den weniger erfolgreichen Kollegen), keiner wurde mehr bewundert als Urs Paul Engeler.

Die Schweiz wird ihn, den brutalsten Rechercheur, den klugen Analytiker, den eleganten Formulierer, den letzten begnadeten Polemiker unseres immer langweiliger wirkenden Berufsstandes vermissen.»



**Helmut Hubacher,**  
ehemaliger Präsident  
der SP Schweiz

«Adolf Ogi wird ihn nicht vermissen. Engeler ist einer der wenigen Journalisten, die im Bundeshaus recherchieren – und er hat auch den Teufel nicht

geschaut. Oft verbissen, immer hartnäckig. Ich konnte mich über ihn saumässig aufregen. Schlimm sind aber jene Journalisten, die niemanden aufregen und auch keinen erfreuen. Einfach nichts als lauwarm. Das konnte man von Engeler nie sagen.»



**Benedikt Weibel,**  
1993 bis 2006 Chef  
der SBB, vertrat später  
den Bundesrat  
an der Euro 08

«Urs Paul Engeler ist unbestechlich. Und auch unerbittlich: Er zielt direkt auf den Mann oder die Frau.

Seine Schreibe ist brillant. Wenn wir uns treffen, sprechen wir aber nur selten über Journalismus. Vielmehr klagen wir gemeinsam über unser Leid als Fans der Young Boys. Als YB-Fan muss man nämlich bereit sein, jahrzehntelang zu leiden.»



**Filippo Leutenegger,**  
Verleger und National-  
rat (FDP, ZH)

«Engeler hat einfach einen Chip mehr drin als alle anderen Journalisten – er ist ein wandelndes politisches Lexikon. Zweitens kann er schweigen

und genau zuhören. Und drittens ist er unbeirrbar bis zur Sturheit, lässt sich von niemandem dreinreden, erst recht nicht von einem Chefredaktor, verbündet sich mit keinem. Solche Journalisten sind selten geworden.»



**Peter Regli,**  
Divisionär a. D., 1991  
bis 1999 Chef des  
Schweizer Nach-  
richtendienstes

«Urs Paul Engeler und Pensionierung – geht das überhaupt? Es fällt schwer, zu glauben, dass einer wie er seine

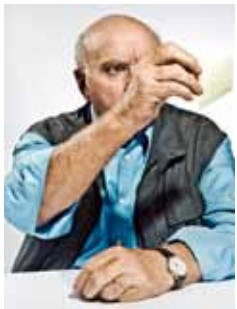
scharfe Feder für immer in die Schublade legen wird. Diejenigen, welche Urs Paul Engeler über die Jahre das Fürchten gelehrt hat, mögen dies zwar hoffen. Die Schweiz braucht aber «Engelers», welche dunkle Ecken in Gesell-



schaft, Wirtschaft und insbesondere in der Politik aufhellen und stets am Ball bleiben.

Urs Paul Engeler war mit seinen Artikeln für viele Menschen und Institutionen ein unbequemer Zeitgenosse. Er hat aufgeklärt, akribisch Nachrichten beschafft, nachgefragt und dadurch nicht wenigen Männern und Frauen schlaflose Nächte bereitet. Er hat Klartext gesprochen, scharf geschossen. Seine Treffer waren zwar nicht immer im Zentrum der Zehnerscheibe. Es gab sie auch ausserhalb der Kreise und einzelne sogar auf dem Rahmen. Es hat aber immer geknallt und jeweils lange nach Pulverdampf gerochen.

Urs Paul Engeler wird wohl Ende Juni die verdiente «Emeritierung» durch die *Weltwoche* annehmen. Es bleibt zu hoffen, dass er auch in der Zukunft seinem «Nachrichten-Virus» treu bleiben wird.»



**Efreim Cattelan**  
war Berufsoffizier der Schweizer Armee und von 1979 bis 1990 Chef der geheimen Widerstandsorganisation P-26\*

«Ich habe Urs Paul Engeler als guten, harten Rechercheur in Erinnerung.

Er ruhte nicht, bis er am Ziel war. Ich bin immer glänzend mit ihm ausgekommen. Einmal habe ich Engeler im Spass gesagt, er sein ein «armer Siech», weil er mit einigen wenigen Wahrheiten jeweils ganze Zeitungseiten füllen müsse. Die Fakten in seinen Artikeln waren immer richtig. Allerdings hat er diese Fakten ab und zu falsch interpretiert.»

\*Anmerkung der Redaktion: Die Existenz der P-26 wurde durch die Nachforschungen einer Parlamentarischen Untersuchungskommission im Nachgang zur sogenannten Fichenaffäre publik. Urs Paul Engeler deckte im Dezember 1990 auf, dass Efreim Cattelan an der Spitze der P-26 stand. Noch im gleichen Jahr wurde die Geheimorganisation aufgelöst.



**Jean-Martin Bütner**,  
vormals Bundeshaus-Korrespondent und heute Reporter beim *Tages-Anzeiger*

«Er war schon bekannt, bewundert und gefürchtet, als ich ihn in den Neunzigern kennenlernte –

bewundert von den jüngeren Kollegen, gefürchtet von den Politikern. Er hatte seine politische Konversion noch nicht ganz abgeschlossen, recherchierte und publizierte so, wie seine besten Artikel immer entstanden sind: aus

einer journalistischen Haltung heraus, die keine Rücksicht auf politische Vorlieben nimmt, auch nicht auf die eigenen.

Unvergessen seine Recherchen gegen verschiedene Bundesratskandidaten, bei denen seine Furchtlosigkeit, seine Kompetenz und sein Stil zu schweren Versehrungen führte. Bis heute habe ich keinen Journalisten kennengelernt, der so konsequent kritisch über Politikerinnen und Politiker schrieb, denen er immer wieder beegnete.

Mit der Zeit erst fiel mir auf, dass UPE alles Scheisse fand und dass manche seiner Artikel zu Exekutionen gerieten. Das eine ist zu simpel, das andere ruchlos. Wie alle Zyniker hat er Angst vor der Nähe, die er bei sich bekämpft, indem er sie bei anderen verhöhnt. Wie alle Zyniker tut er so, als brauche er die Zuneigung nicht. Seine Beteuerungen, wie gerne er doch aufhören wolle, ermüdeten alle, weil ihm keiner glaubte. Im Gespräch habe ich ihn als witzig, gescheit und selbstironisch erlebt. Anders als seine Polemiken vermuten lassen, kann er auch differenzieren. Aber er erholt sich jeweils schnell davon.»



**Prof. Dr. Werner Strik**  
(seine Entlassung als ärztlicher Direktor der Psychiatrischen Dienste des Kantons Bern musste aufgrund einer Recherche von Urs Paul Engeler rückgängig gemacht werden)

«Ich war sehr beeindruckt von der Recherche von Herrn Engeler zu den Vorgängen in der Berner Psychiatrie im letzten Jahr und war natürlich auch sehr froh, dass er sich mit seinem messerscharfen Verstand und seiner unglaublichen Fähigkeit, Fakten zu finden und richtig zu kombinieren, der Sache angenommen hat. Ein guter Freund sagte mir einmal: «Der Engeler ist ein scharfer Hund – und meistens hat er recht.» Ich habe höchsten Respekt vor seiner Arbeit.»



**Kurt Imhof**,  
Professor für Soziologie und Publizistik an der Universität Zürich

«Die Inkarnation der protestantischen Ethik, aber ohne jegliche religiöse Unterfütterung. Dieser Mann

hasst Faulheit, Dekadenz und Schwatzhaftigkeit, obwohl er journalistisch davon lebt. Seine Schreibe gegen diese protestantischen Todsünden wurde immer stärker durch einen

politischen Zweihänder angeleitet. Nahetretten kann man ihm wohl allein schon wegen dieser Bewaffnung nicht, am nächsten war er mir vor langer Zeit in einer TV-«Arena», die er just nach dem Begräbnis seiner Frau (wie man mir zuflüsterte) genauso bespielte, wie er alle öffentlichen Auftritte hinter sich brachte: gnadenlos mit dem Feind (Freunde konnte ich nie ausmachen).»



**Daniel Vischer**,  
Nationalrat Grüne (ZH)

«Mit Urs Paul Engeler geht einer der letzten überlebenden Elefanten der Bundeshausjournalisten. Er ist sicher eine aussergewöhnliche Figur. Natürlich ärgerte sein Rechtsdrall der letzten Phase. Mir gefiel seine professionelle Dis-

tanz.»



**Matthias Ackeret**,  
Chefredaktor *Persönlich*, Interviewer bei «Teleblocher», Schriftsteller

«Als ich noch Bundeshauskorrespondent von Tele Züri war, begleitete ich Urs Paul Engeler bei seinem

Gang durch die Wandelhalle. Was auffiel: Engeler war mit keinem einzigen Parlamentarier, die uns begegneten, per du – und dies, so versicherten mir sogenannte Insider, habe sich bis heute nicht geändert. Mathematisch gesprochen: Eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Das ist etwa so wie eine Schweizer Bank ohne amerikanische Konten. Allein schon deswegen ist UPE die personifizierte Unbestechlichkeit.»



**Urs P. Gasche**,  
Journalist und Publizist, 1982 bis 1985 Chefredaktor der *Berner Zeitung* und Vorgesetzter von Urs Paul Engeler

«Bei meinem Namensvetter Urs P., damals Inlandredaktor der

*Berner Zeitung*, hatte es sich gelohnt, bei seinen Leitartikeln jeweils die ersten Buchstaben eines neuen Absatzes als Wort zu lesen. So konnte man herausfinden, in wen er neu verliebt war. Dieses Geheimnis kann ich nun lüften, da Urs P. jetzt in Pension geht und keine Leitartikel mehr schreibt.» ○



Todeszone Stadt: Waffen in den USA. Seite 52



Gefährliche Liebschaften: Hollande. Seite 64



«Lex USA»: Widmer-Schlumpf. Seite 28



«Du Blocher-Kolleg!»: Jugendsprache. Seite 36

## Kommentare & Analysen

### 7 Editorial

### 8 UPE

Politiker, Beamte und Kollegen würdigen den langjährigen *Weltwoche*-Redaktor Urs Paul Engeler, der in Pension geht

### 15 Kommentar Es lottert in Bern

### 15 Im Auge Carlos Saúl Menem, Ex-Präsident

### 16 Altersvorsorge Länger arbeiten

### 16 Sport Rupert Murdoch plant einen Fussballzirkus

### 17 Personenkontrolle Pilloud, Wanner, De Schepper, Pfister

### 13 Nachruf Ottmar Walter

### 18 Taktiker des interreligiösen Dialogs

Farhad Afshar sorgt in der «Arena» mit einer Verharmlosung von muslimischen Hasspredigern für Irritation

### 20 Die Deutschen Claudia Roths «Gute Börek»

### 20 Wirtschaft Vom Ändern der Spielregeln

### 22 Ausland G-8 und Syrien: Der Preis der Abstinenz

### 23 Essay Sepp Blatter über die Kraft des Fussballs

### 24 Mörgeli Carte blanche von der Chefin

### 24 Bodenmann Oswald Grübel hat recht

### 25 Medien «Kurt, wir vermissen dich»

### 25 Gesellschaft Junge Frauen, greisenhafte Männer

### 26 Leserbrief

### 27 Darf man das? Die Anteilnahme via SMS entbieten?

## 28 Diese Politiker sind erpressbar

Bei der «Lex USA» geht es vielen Parlamentarier um ihre Pfründen und ihre persönliche Zukunft

## 31 In den Fängen der Politik

Aymo Brunetti und der automatische Informationsaustausch

## 33 Christian Wanner Der Münchhausen von Solothurn

## 34 Professor Seltsam

Literaturprofessor Matthias Lorenz entdeckt Antisemitismus

## 36 «Du Blocher-Kolleg!»

So wird auf Schweizer Pausenplätzen gesprochen und geflucht

## 38 «Greentec Award» Irrungen der Energiewende

## 39 Alte und Gewalt Stockers neue Opfer

## 40 Preisgeld für alle

Das Bundesamt für Kultur verteilt Millionen ohne Nutzen

## 42 Der grosse Schwindel

Der Fall des ehemaligen UBS-Bankers Kweku Adoboli

## 44 Captain Leichtfuss Harry, der vergnügte britische Prinz

## 46 Wer rüstet die Rebellen auf?

Die Rebellen in Syrien bekommen neue Waffen. Wer sie liefert, ist unklar

## 50 Iran Botschafter Alireza Salari über seinen neuen Präsidenten

## 52 In der Todeszone

Im ländlichen Amerika, wo viele Waffen existieren, gibt es weit weniger Morde als in den Städten

## 57 Nachruf auf den Hipster Ulf Poschardt über eine Witzfigur



*bergsicht*

Die erste Ausgabe

# Der vergessene Faktor «F»

*Lasst uns fröhlich sein und jubeln – so bis vor kurzem die Stimmung an den Aktienmärkten weltweit. Nun kommt im Finanzsystem wieder Unruhe auf. Ist die Zeit des billigen Geldes vorbei? Weshalb hat die einmalig lockere Geldpolitik keinen bedeutenderen Aufschwung produziert? Wer ist auf der Verliererseite der Geld- und Fiskalpolitik? Was ging «vergessen»?*

**bergsicht** geht diesen und weiteren Fragen nach. Und gibt Antworten, was vorzukehren ist, wenn sich die Verhältnisse grundlegend ändern.



*bergsicht* knüpft an die Tradition der «Anlagekommentare» an. Die Ideen für *bergsicht* entstehen im Team der MIAG, einem kleinen Think Tank von unabhängigen Skeptikern mit Leidenschaft zum Diskurs. In der *bergsicht* setzen wir uns mit strategischen Zeitfragen auseinander und versuchen so, das Bewusstsein für Chancen und Gefahren zu schärfen. Ergänzt wird *bergsicht* auf unserer Webseite [www.bergsicht.ch](http://www.bergsicht.ch) mit Kurzkommentaren zu laufenden Geschehnissen unter der Rubrik *wer hätte das gedacht*.



«Als Politiker bin ich völlig untauglich»: Literaturnobelpreisträger Vargas Llosa. Seite 58

## Interview

### 58 «Ich sehnte mich nach Hingabe»

Mario Vargas Llosa ist der führende Denker Südamerikas. An seine Zunft glaubt er nicht mehr: «Der Intellektuelle ist eine obsoleete Figur geworden», sagt der 77-jährige

## Stil & Kultur

### 62 Stil & Kultur Das Leben ein Strand

### 64 Bestseller

### 64 Gefährliche Liebschaften

Das enge Verhältnis französischer Politiker und Präsidenten zu Journalistinnen ist Gegenstand eines neuen Buches von Renaud Revel

### 65 Jazz Chucho Valdés & The Afro-Cuban Messengers

### 66 Eine Frau im Widerstand

Eine Hymne auf die Medienpionierin und Schriftstellerin Laure Wyss, die am 20. Juni 100 Jahre alt geworden wäre

### 68 Top 10

### 68 Kino Schwerer Schicksals-Faltenwurf: «The Place Beyond the Pines»

### 69 Fernseh-Kritik Die Ravioli-Schau

### 70 Namen Glückliche Paare

### 71 Hochzeit Feministin Clarisse Thorn in der Aufreisserszene

### 71 Thiel Kürzlich in Berlin

### 72 Wein Force Majeure, Ciel du Cheval Vineyard: Collaboration Series III 2009 Syrah

### 72 Die Besten Sonne, Zen und hohe Haare

### 73 Auto BMW X5 40d Pure Luxury Edition

### 73 Zu Tisch Fisch, perfekt im «The Restaurant»

### 74 MvH trifft Rolf Sachs

## Autoren in dieser Ausgabe

### Christopher Dickey



Der langjährige Europa-Korrespondent für *Newsweek* und *Daily Beast* ist ausserdem Autor von sechs Büchern. In seinem jüngsten Werk «Securing the City» zeichnet er ein eindrückliches Porträt von Amerikas effektivster Antiterrorereinheit, des New York Police Department (NYPD). Für die aktuelle Ausgabe hat Dickey über den Gebrauch von Schusswaffen in Amerika recherchiert (Seite 52). Sein bemerkenswertes Fazit: Die Mehrheit von Amerikas Polizisten will keine schärferen Gesetze, sondern mehr Schusswaffen in privater Hand.



### Sepp Blatter

Der ebenso erfolgreiche wie oft kritisierte Präsident des Weltfussballverbands Fifa hat bei einem Kongress in Brasilien eine bemerkenswerte Rede gehalten. Blatter, der der Fifa seit 1998 vorsteht, sprach zum Thema «Fussball und Business». Auf Seite 23 in dieser Ausgabe veröffentlichen wir die Rede des Wallisers in leicht gekürzter Form.

SCHWEIZERISCHE  
**Gewerbezeitung**  
DIE ZEITUNG FÜR KMU

## Morgen Freitag in der KMU-Pressse:

### ■ **AHV-Sanierung**

Nein zu Berts Utopie

### ■ **Swiss Export**

Starker Partner für die KMU

### ■ **Energiewende**

Deutschland ist kein Vorbild

[www.gewerbezeitung.ch](http://www.gewerbezeitung.ch)



# NEU: LEXUS IS 300h VOLLHYBRID. LEISTUNG RAUF. PREIS RUNTER.



LEXUS  
HYBRID  
DRIVE

ABBILDUNG: LEXUS IS 300h F SPORT, AB FR. 58 250.-\*

**BEWÄHRTE VOLLHYBRIDTECHNOLOGIE BI-XENON-SCHEINWERFER LED-TAGFAHRLICHT AUTOMATISCHE KLIMAANLAGE LEXUS MEDIA DISPLAY ENERGIEEFFIZIENZ-KATEGORIE A 4,3/100 km VERBRAUCH\*\* 99 g/km CO<sub>2</sub>-EMISSIONEN\*\* KOMPLETTESTE SERIENAUSSTATTUNG IS 300h AB FR. 44 650.-\* DEN IS GIBT ES AUCH ALS IS 250 IMPRESSION MIT V6-BENZIN-AGGREGAT AB FR. 42 550.-\* NEU MIT 10 JAHREN GRATIS-SERVICE JETZT PROBE FAHREN.**

**LEXUS PREMIUM SERVICE**  
**10 JAHRE**  
100 000 km

**LEXUS PREMIUM EINTAUSCHPRÄMIE**  
**FR. 4250.-**  
UND 3,9% PREMIUM LEASING

ALTER BASISPREIS IS 250 BUSINESS:	FR. 54 100.-
NEUER BASISPREIS IS 250 IMPRESSION:	FR. 46 800.-
LEXUS PREMIUM-EINTAUSCHPRÄMIE:	FR. 4 250.-
IHR VORTEILSPREIS:	FR. 42 550.-*



lexus.ch /LexusSwitzerland

## DIE KOMPLETTE LEXUS MODELLREIHE MIT INTELLIGENTER VOLLHYBRIDTECHNOLOGIE:



CT 200h VOLLHYBRID



RX 450h VOLLHYBRID



GS 450h VOLLHYBRID



LS 600h VOLLHYBRID

\* Lexus Premium-Vorteilskonditionen gültig für Vertragsabschlüsse bis 31.08.2013 mit Inverkehrsetzung bis 31.12.2013 oder bis auf Widerruf. Unverbindlicher Basispreis IS 300h (2,5-Liter-Vollhybrid, 4-türig) ab Fr. 48 900.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 44 650.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 450,40 inkl. MwSt. Unverbindlicher Basispreis IS 300h F SPORT (2,5-Liter-Vollhybrid, 4-türig) ab Fr. 62 500.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 58 250.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 589,15 inkl. MwSt. Berechnungsbeispiel: alter unverbindlicher Basispreis (IS 250 Business) ab Fr. 54 100.-, neuer unverbindlicher Basispreis (IS 250 Impression) ab Fr. 46 800.-, abzüglich Lexus Premium-Eintauschprämie Fr. 4 250.- = Vorteilspreis Fr. 42 550.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 430,40 inkl. MwSt. Sonderzahlung 25% vom Nettopreis: 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kaution 5% des Finanzierungsbeitrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Premium-Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten und Mobilität bis 10 Jahre oder 100 000 km (es gilt das zuerst Erreichte).  
\*\* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 715/2007/EWG. Durchschnittswert CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. Die Verbrauchsangaben in unseren Verkaufsunterlagen sind europäische Kraftstoff-Normverbrauchsangaben, die zum Vergleich der Fahrzeuge dienen. In der Praxis können diese je nach Fahrstil, Zuladung, Topographie und Jahreszeit teilweise deutlich abweichen. Wir empfehlen ausserdem den Eco-Drive-Fahrstil zur Schonung der Ressourcen.



# St. Moritz Art Masters 2013

Erleben Sie das Kunst- und Kulturfestival vom 30. August bis 1. September 2013, und gastieren Sie in einem der traditionsreichsten 5-Sterne-Hotels von St. Moritz.

Bereits zum sechsten Mal wird das Oberengadin in diesem Spätsommer zum internationalen Treffpunkt für Kunstbegeisterte. Geboten wird ein hochkarätiges Programm mit Galerien, Sonderausstellungen, Künstlergesprächen und Workshops. Der diesjährige Länderschwerpunkt ist China.

Mit Ai Weiwei und Fang Lijun sind zwei Schwergewichte der chinesischen Gegenwartskunst vertreten. Der renommierte Sammler Uli Sigg kuratiert eine exklusive Ausstellung. Die Fotoausstellung des Pulitzerpreisträgers Liu Heung Shing dokumentiert die journalistische Entwicklung der Fotografie in China.

Namhafte Künstler wie der Multimedia-Künstler Robert Wilson (USA), der Bildhauer Hubert Kiecol (D), der Fotograf Peter Lindbergh (D), Sébastien de Ganay (F) und die Biennale-Teilnehmer Jan Fabre (B) und Tobias Rehberger (D) unterstreichen die Internationalität des Festivals.

Aktuelle Informationen und Highlights der vergangenen Jahre finden Sie unter [www.stmoritzartmasters.com](http://www.stmoritzartmasters.com).

Sie logieren im luxuriösen 5-Sterne Kulm Hotel mitten in St. Moritz auf 1856 m ü. M. Das Haus verfügt über einen atemberaubenden Blick auf den St. Moritzer See. Hinter den herrschaftlichen Mauern erwartet Sie die Aura einer über 150-jährigen Gastgebertradition, moderner Komfort auf Superior-Niveau und herzliche Gastlichkeit.



## Weltwoche Spezialangebot

### St. Moritz Art Masters 2013

#### Preise:

- Doppelzimmer Dorfseite, Nord Fr. 1115.-
- Doppelzimmer Seeseite, Süd Fr. 1170.-
- Juniorsuite Seeseite, Süd Fr. 1385.-
- Einzelzimmer Dorfseite, Nord Fr. 1195.-
- Einzelzimmer Seeseite, Süd Fr. 1255.-

Die Preise verstehen sich pro Person für zwei Nächte im «Kulm Hotel St. Moritz» (bei Doppelbelegung im Doppelzimmer) inkl. Service, Taxen und MwSt.

#### Im Preis inbegriffen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbuffet (garantiertes Upgrade auf höhere Zimmerkategorie)
- 30. August: Karte für St. Moritz Art Masters Charity Night / Gala Dinner
- 31. August: Apéro und Chef's Table Dinner im «Kulm Hotel St. Moritz» (ohne Getränke)
- Walk of Art (zweistündige Ausstellungstour)
- Kulm-Massage (50 Minuten)
- Freier Eintritt zum Kulm Spa St. Moritz

#### Anmeldung:

Direkt bei Kulm Hotel St. Moritz: [reservations@kulm.com](mailto:reservations@kulm.com) oder Tel. 081 836 80 00  
Promotionscode: St Moritz Art Masters 2013  
Anmeldeschluss: 15. 8. 2013

#### Veranstalter:

[www.stmoritzartmasters.com](http://www.stmoritzartmasters.com), [www.kulm.com](http://www.kulm.com)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Es lottert in Bern

Von Roger Köppel — Masochistisches Bankenbashing, Verwilderung des Rechtsstaats und ein Bundesrat, der sich weigert, in Alternativen zu denken. Die Schweiz lebt ihre anarchischen Seiten aus.



Am Ende des Lateins: Chefunterhändler Ambühl, Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Die Parlamentsdebatten im Bundeshaus zum US-Bankengesetz haben drastisch vor Augen geführt, in was für eine verfahrenere, ja heillos verkrachte Lage sich die Schweiz gegenüber den Vereinigten Staaten hineinverhandelt hat. Der Bundesrat brachte es nicht fertig, den eigenen Rechtsstandpunkt durchzusetzen, sondern er sah sich trotz jahrelangen Verhandlungen gezwungen, den amerikanischen Forderungen nachzugeben. Darüber hinaus besass er die Dreistigkeit, die National- und Ständeräte aufzufordern, auf erpresserischen Druck von aussen die eigene Rechtsordnung in Teilen für die Dauer eines Jahres ausser Kraft zu setzen. Ziel war es, Schweizer Banken den sanktionslosen Verrat von Bankdaten und Mitarbeitern an die US-Behörden zu erlauben. Dieser Akt temporärer demokratischer Selbstauflösung wurde als Gebot der Vernunft und Einsicht in die harte Notwendigkeit gerechtfertigt. Dass der Ständerat auf die Erpressung einstieg, ist ein schwerer Schlag für die Glaubwürdigkeit der kleinen Kammer.

Hauptverantwortlich für diesen Schlamassel ist die federführende Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und deren Chefunterhändler Michael Ambühl, der schweizweit den Status eines diplomatischen Messias genießt, obschon er seit letztem Dezember nicht nur mit den USA, sondern nebenher auch mit

neuen potenziellen Arbeitgebern an der Schweizer Innenfront verhandelt. Ende Mai sickerte durch, dass der wichtigste Aussendienstmitarbeiter des Landes schon ab 1. September an der ETH angehenden Ingenieuren die Kunst der Verhandlungsführung beibringen wird. Der General verlässt das Schlachtfeld vor Beendigung der Feindseligkeiten. Aus den rauchenden Trümmern der von ihm verfehlten «Globallösung» flüchtet Ambühl in die geschützte Werkstatt der eidgenössischen Hochschule. Sein Departement verkauft den Abgang zwar als langfristig angesteuertes Karriereziel, während die ETH davon spricht, man habe den Staatssekretär bewusst erst dann an Bord geholt, als sich die «US-Verhandlungen auf der Zielgeraden» bewegten. Wie weit sie davon entfernt sind, konnte man in den letzten Tagen besichtigen.

Natürlich war der sicher hochintelligente Ambühl nie der granitharte Unterhändler, den geneigte Zeitungen und persönliche Freunde wie der Chefredaktor der NZZ am Sonntag, Felix E. Müller, aus ihm machen wollen. Ambühl pflegte nach ausdrücklichem, eigenem Bekunden eine Diplomatie des «Ja, aber». Mit anderen Worten kam in seinen Konzeptionen das «Nein» als strategische Variante oder auch nur als taktische Option nicht vor.

»» Fortsetzung auf Seite 16

# Argentiniens Gesicht



Carlos Saúl Menem, Ex-Präsident.

Carlos Saúl Menem trat damals in der Tarnkluft eines Altrockers auf, mit Lockenmähne und Lederjacke, und argentinischer als argentinisch liess ihn die Kombination seiner strahlend hellblauen Augen mit dem Weiss der Koteletten erscheinen, den Farben der Nationalflagge. Das glaubwürdigste Argument in der Präsidentschaftswahl von 1989 aber waren seine Gefängnisstrafen: im Knast als junger Anwalt während der Diktatur Aramburu, und dann die langen fünf Jahre, die er während der Militärherrschaft als Gouverneur der Provinz La Rioja absass. Menem wurde gewählt als Peronist, ein vager Herkunftsverweis auf den populistischen Übervater General Perón. Danach verwandelte er sich in einen schmierigen Dandy. Er versties seine Frau Zulema und heiratete die Miss Universum Cecilia Bolocco, die ihn um mehrere Frisurvolumen überragte. Und er zauberte das Land mit der Anbindung des Peso an den Dollar und der Privatisierung der verlotterten Staatsindustrie aus der Hyperinflation in eine Scheinblüte.

Menems Eltern kamen als alevitische Syrer ins Land, und als der Präsident im Golfkrieg 1991 bedingungslos die USA unterstützte, schaffte er sich im Nahen Osten gefährliche Feinde. Bei seinen Foltergenerälen revanchierte er sich nicht persönlich, er förderte sogar ihre Begnadigung, aber im Waffengeschäft führte er nun selber Regie. Der Preis, den er dafür bezahlte, war das Leben seines Sohnes Carlitos, der in der Casa Rosada den Terminkalender des Vaters führte und während eines Helikopterfluges von Attentätern abgeschossen wurde. Menem regierte zwei Amtszeiten und warf 2003 vor der Stichwahl gegen Nestor Kirchner das Handtuch. Seither sitzt ihm als Senator von La Rioja die Justiz auf den Fersen. Er soll 6500 Tonnen Kriegsmaterial auf verschlungenen Wegen nach Kroatien und Ecuador verschoben haben, wie seine Unterschriften auf den Dekreten belegen. Im ersten Prozess wurde er freigesprochen, im Appellationsverfahren jetzt mit sieben Jahren Gefängnis bestraft, die er wegen seines hohen Alters – er ist 82 – und der vielen Zipperlein kaum absitzen muss.

Peter Hartmann

Misst man Ambühl an seinen Resultaten, will keine rechte Euphorie aufkommen. Unter seiner Leitung wurde das Bankkundengeheimnis im Betrugsdossier erstmals geritzt und das Prinzip der doppelten Strafbarkeit gegenüber dem Ausland preisgegeben. Unerfreulich waren auch Ambühls gravierende Zugeständnisse beim Schengen/Dublin-Abkommen in den Bilateralen II. Wo Ambühl im Hinblick auf die Frage der schweizerischen Souveränität stand, blieb unklar. Absagen an die Wünsche der EU, die an sich unabhängige Schweiz institutionell enger ans Mutterschiff in Brüssel anzudocken, waren von ihm keine oder höchstens verklausuliert zu hören.

Allerdings: Jeder Unterhändler ist nur so gut, wie es seine Vorgesetzten erlauben. Ambühl mag Defizite haben, das Grundproblem aber liegt bei seiner Chefin Widmer-Schlumpf, die ihrem Stardiplomaten wiederholt in den Rücken fiel (Abgeltungssteuer vs. Datenaustausch). Die Bündnerin mit der eigenen Agenda interpretierte das Gesetz der Loyalität gegenüber ihrem wichtigsten Mitarbeiter als Verhältnis fortschreitender Entfremdung und Desavouierung. Dass sie es zuliess, dass Ambühl am Siedepunkt der US-Verhandlungen, die möglicherweise bei einem weiteren Debakel stranden, schnurstracks von der Fahne gehen durfte, ist gleichbedeutend mit einem Trainerentscheid im Fussball, wenn der Coach zur zweiten Halbzeit im WM-Final ohne seinen Star-Spielmacher antritt. Oder war Ambühl von Anfang an der falsche Mann?

Fahrlässig ist auch die dauernde moralische Selbstanklage gegen die Banken, mit denen sich Bundesbern den amerikanischen Positionen angleicht. Das masochistische Bankenbashing ist unerträglich und unterspült die Verhandlungsposition der Schweiz. Wie will man die Amerikaner von der Unrechtmässigkeit ihrer Ansprüche überzeugen, wenn man ihnen dauernd recht gibt? Es kann ja sein, dass Schweizer Banken in den USA Gesetze verletzt haben, dann aber bitte soll ihnen dies in rechtmässigen Verfahren nachgewiesen werden. Was jetzt abläuft, sind Geständnisse unter Androhung von Folter. Zur Erinnerung: Auch für Bankiers gilt bis zum Beweis des Gegenteils die Unschuldsumutung.

Dass die Bundesrätin die Lage nicht im Griff hat, illustrieren ihre schnippischen Reaktionen auf Kritik im Nationalrat. Widmer-Schlumpf betonte, dass der Bundesrat keinen «Plan B» habe, sollte das Bankengesetz durchfallen. Auf die Erpressung durch die USA reagiert die Finanzministerin, indem sie die Erpressung einfach ans Parlament durchreicht. Regierungen, die den angeblichen Mangel an Alternativen als Hebel einsetzen, betreiben Arbeitsverweigerung. Es lottert in Bern.

Mehr zum Thema: Seite 28

## Altersvorsorge

# Länger arbeiten

Von Alex Reichmuth — Um die Renten zu sichern, sollte das Pensionsalter erhöht werden.

Der Ärger der Sozialdemokraten über «ihren» Bundesrat Alain Berset ist gross, seit der *Sonntagsblick* dessen Pläne für eine Rentenreform publik gemacht hat. Der Sozialminister will den Umwandlungssatz von 6,8 auf 6,0 Prozent senken und das AHV-Alter der Frauen auf 65 Jahre erhöhen. Damit strebt er einen noch stärkeren Rentenabbau an als seine freisinnigen Vorgänger Couchepin und Burkhalter. In den Medien rätselt man über die Beweggründe des eigentlich stramm links stehenden Berset. Dieser sei ein «begnadeter Taktiker», schrieb der *Tages-Anzeiger*, der vermutlich nur provoziere. Möglicherweise aber ist Berset einfach klüger geworden und hat eingesehen, dass die Finanzierung der Renten immer mehr in Schieflage gerät und darum gehandelt werden muss.



«Brutale» Pläne: Innenminister Berset.

Schade aber, dass Berset auf die naheliegendste Variante, die Erhöhung des Rentenalters, fast ganz verzichtet (abgesehen von der Anpassung des Frauen-Pensionsalters). Denn so ist das Sanierungspaket durchaus «brutal», wie sich Ständerat Paul Rechsteiner ausdrückte: Die Pensionskassenrenten um über zehn Prozent zu kürzen und gleichzeitig die Mehrwertsteuer um zwei Prozentpunkte hinaufzusetzen (wie ebenfalls geplant), bedeutet für Leute mit tiefem Einkommen eine starke Belastung. Umgekehrt werden die Menschen immer älter und sind länger gesund – nicht zuletzt, weil sie in ihrem Erwerbsleben zumeist leichte Büroaufgaben verrichten statt wie früher harte körperliche Arbeit. Länger erwerbstätig zu sein, wäre darum angemessen. Es muss ja nicht gleich bis neunzig sein.

## Sport

# Ewige Liebe

Von Peter Hartmann — Rupert Murdoch plant einen Fussballzirkus à la Formel 1.

Bevor der «Hai» und die «Tigerin» endgültig voneinander lassen, bleibt offen, wer wen frisst. Klar ist nur: Rupert Murdoch, der 82-jährige Medientycoon, und seine dritte Ehefrau Wendi Deng, 44, haben vor einem New Yorker Gericht ihre Scheidungsakten eingereicht, nur wenige Tage bevor er die Aufspaltung seines weltumspannenden Konzerns in eine Sparte Fernsehen/Kino und einen Bereich Zeitungen/Bücher vollzieht.

Rupert Murdoch bleibt seine alte, unvergängliche Liebe: der Fussball. Die Zeitung *The Guardian*, die ihm nicht gehört, enthüllte, wie er den Fussballglobus neu gestalten möchte. Der Plan: Eine Europa-Liga, bestehend aus sechzehn Klubs der englischen Premier League, der spanischen Liga, der italienischen Serie A, der deutschen Bundesliga und aus Frankreich geht im Sommer und Spätsommer wie die Formel 1 des Automobilrennsports auf Tournee von Los Angeles bis Schanghai. Faktisch will Murdoch die bisherige Praxis dieser Klubs, die in der Vorbereitungszeit die halbe Welt bereisen, organisatorisch bündeln. Und sein Pay-TV-Gigant Sky soll die Serie weltweit übertragen.

Bislang tingelte etwa Chelsea durch Thailand, Malaysia, Indien und die USA. Manchester United bereiste Thailand, Malaysia, Japan und Hongkong. Miami lockte Teams wie Real, Juventus, Milan und Chelsea. Barcelona und Real tourten durch Asien. Das italienische Supercup-Finale stieg in Peking. Auch die Bayern flogen nach Asien. Murdochs Idee hört sich bestechend an, aber sie wird der Uefa und der Fifa, dem europäischen und dem Weltverband, überhaupt nicht gefallen. Erstens, weil sie nicht auf deren Mist gewachsen ist. Zweitens, weil sie nichts daran verdienen. Drittens, weil ihre Macht beschnitten wird.

Für die Klubs jedoch ist der Plan verführerisch, weil sie, mit Ausnahme von Bayern, überschuldet und zum Überleben auf neue Einnahmequellen angewiesen sind. So kämen sie zusätzlich zu neuen Fernsehgeldern und gleichzeitig zu einem weltweit wirksamen Marketingkonzept. Sie brauchten auch keine zusätzlichen Termine, sie könnten nur die bisherigen besser nutzen.

Die Uefa hingegen müsste befürchten, dass ihr Geldesel Champions League konkurrenziert würde. Die Fifa, dass die europäischen Klubs, die ohnehin attraktiveren Fussball spielen als jede Nationalmannschaft, die Weltherrschaft übernehmen. Und Sepp Blatter, dass ein noch älterer Gentleman als er die besseren Ideen hat.



## Personenkontrolle

### Pilloud, Wanner, Eckert, De Schepper, Pfister

In ihrer Kolumne «Schotterblick» im *Blick am Abend* outete sich **Jeannine Pilloud**, Chefin Personenverkehr der SBB, vor kurzem als Schwarzfahrerin. «Meine Tochter und ich sind auf dem Heimweg in eine Kontrolle geraten», schrieb Pilloud. «Wir hatten vergessen, unsere Mehrfahrtenkarte abzustempeln.» Sie hätten sich aber mit dem Zugbegleiter darauf geeinigt, nur eine statt zwei Bussen zu bezahlen. Pilloud wollte mit dieser Episode offensichtlich die Kulanz von Schweizer Billettkontrollleuren hervorheben. Die Geschichte hatte nur einen Haken: Als Mitglied der SBB-Konzernleitung hat Pilloud für sich und ihre Familie Anspruch auf ein Erstklass-Generalabonnement. Sie muss in der Schweiz also keine Mehr-



*Geschichte mit Haken:* SBB-Managerin Pilloud.

fahrtkarten abstempeln. Von Journalisten auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, behauptete Pilloud, der Vorfall habe sich im Ausland zugetragen. Wo genau, wollte sie aber partout nicht sagen. Auf Nachfrage der *Weltwoche* verriet die Medienstelle der SBB nun, das Erlebnis habe in Italien stattgefunden. In Italien gibt aber es keine Mehrfahrtenkarten, wie Bahnkenner bestätigen. Ist Pilloud wohl eher Märchenerzählerin als Schwarzfahrerin? (are)

Lange hat **Christian Wanner** geschwiegen. Nachdem die *Weltwoche* über die üppigen Nebeneinkünfte des Solothurner Finanzdirektors berichtete, war er weder für Funk noch Fernsehen zu sprechen (und für die *Weltwoche* schon gar nicht). Einzig die *Solothurner Zeitung*, Wanners Blatt des Vertrauens, durfte auf einen Anruf hin seinen Verzicht auf 80 000 Franken Sitzungsgelder pro Jahr vermelden – Chefredaktor **Theodor Eckert** dankte es ihm mit einer mitfühlend-empathischen Berichterstattung («Ein weiser Entscheid»). Am Dienstagabend nun stand Wanner im «Talk täglich» von *Tele M1* Rede und Antwort. Allzu kritisch waren die Fragen von Moderator **Werner De Schepper** nicht. Kein Wunder: Als stellvertretender Chefredaktor der *Aargauer Zeitung* verfasste De Schepper eigentliche



«*Liberale Stimme*»: Journalist De Schepper.

Hymnen auf «einen der letzten Vertreter eines Freisinns, der den Staat, den er mitgestaltet, auch gern hat» und «nicht aus Opportunismus, sondern aus Überzeugung Politik als Lösungssuche betreibt». Damit nicht genug: Theologe De Schepper, der sich auch schon als CVP-Generalsekretär bewarb, schrieb über Wanner: «Er war mir immer ein Kompass, wenn ich eine verlässliche liberale Stimme suchte.» (cal)

«Das Endziel ist ein Gesamtarbeitsvertrag im Detailhandel.» Mit diesen Worten rechtfertigte **Pascal Pfister**, Gewerkschaftssekretär der Unia im Kanton Aargau, den Streik und die Blockade des Tankstellenshops in Dättwil AG gegenüber *Blick-TV*. Es war eine der brachialsten Unia-Aktionen der letzten Monate und verursachte dem Unternehmen Spar Umsatzeinbussen im sechststelligen Bereich. Doch was von der Gewerkschaft als Ausgangspunkt für eine schweizweite Streikwelle im Detailhandel geplant war, wuchs sich zu einem Fiasko aus: politisch, weil sich kein einziges anderes Detailhandelsgeschäft anschloss – auch keine andere Spar-Filiale. Juristisch, weil das Kantonsgericht Aargau die Aufhebung der Blockade verfügte, und menschlich, weil die elf streikenden Spar-Verkäufer fristlos entlassen werden mussten. Und das alles, weil der Lohn für Ungelernte bei Spar 3600 Franken beträgt und nicht, wie von der Unia gefordert, mindestens 3800 Franken. Zum Vergleich: Die Unia bezahlte in ihrem gewerkschaftseigenen Hotel «Bern» in der Bundesstadt bis im vergangenen Jahr nur 3500 Franken – dieses Jahr erhöhte sie auf 3700. Ihrem «Endziel» kommt die Unia mit solchen Aktionen nicht näher. (fsc)



Vom «Endziel» entfernt: Unia-Sekretär Pfister.

## Nachruf



*Ball und Drama:* Mittelstürmer Walter.

**Ottmar Walter (1924–2013)** — Sein Leben war Ball und Drama. Ottmar Walter, der Mittelstürmer der deutschen Weltmeistermannschaft von 1954, war zwanzig, als er vor der französischen Atlantikküste in einem Suchboot unter Feuer britischer Zerstörer geriet. 11 von 134 Mann überlebten, Walters Knie war von Granatsplittern zerfetzt, mit Gewichtsübungen, tage- und nächtelang, konnte er eine Amputation vermeiden. Er spielte wieder Fussball mit seinem 1. FC Kaiserslautern, 1950 stand er in der Nationalelf, die in Stuttgart gegen die Schweiz das erste Nachkriegsländerspiel bestritt – als Ersatzspieler für seinen berühmten, vier Jahre älteren Bruder Fritz. 1954 gewann Deutschland überraschend in Bern den WM-Final mit den Walter-Brüdern gegen Ungarn 3:2. Das «Wunder von Bern», ein Ereignis wie später der Mauerfall, eine geschichtliche Wendemarke. Ottmar Walter war ein Bild von einem Mittelstürmer, elegant, kopfballstark, mit einer phänomenalen Trefferquote (336 Tore in 325 Spielen für Kaiserslautern). In Lörrach liess der fussballbegeisterte Zahnarzt Hitzfeld seinen 1949 geborenen Sohn auf den Namen Ottmar taufen. Seine Mitspieler nannten ihn den «schönen Sigismund», wegen seines Aussehens und seiner Vorliebe für die Operette, aber nach dem Karrierenende geriet er in Schwierigkeiten: Alkoholprobleme, Schulden, Zwangsversteigerung seiner Häuser, Autounfall, Selbstmordversuch. Sein Alter wurde von Alzheimer überschattet. Er starb in Kaiserslautern, seiner Stadt. Das Wunder von Bern hinterlässt noch zwei Überlebende: Schäfer und Eckel. *Peter Hartmann*

# Taktiker des interreligiösen Dialogs

Von Lucien Scherrer — Farhad Afshar, selbsternanntes Sprachrohr der Schweizer Muslime, sorgt in der «Arena» mit einer Verharmlosung von Hasspredigern für Irritation. Kein Einzelfall: Der iranisch-schweizerische Doppelbürger rechtfertigt konsequent antidemokratische Tendenzen im Islam.



«Viel schlimmer»: Wissenschaftler Afshar, Moderatorin Hasler in der «Arena».

Ruhig steht Farhad Afshar im «Arena»-Studio, die Hände im Schoss gefaltet, das gelbe Foulard mit den schwarzen Punkten (sein Markenzeichen) sitzt perfekt. Doch die Worte, die in geschliffenem Deutsch über seine Lippen kommen, passen nicht recht zu seiner höflich-vornehmen Erscheinung. «Es ist ja schön und recht, dass wir über Hassprediger in der Religion reden», sagt der Siebzjährige, «aber was machen wir mit den Hasspredigern in der Politik, die dauernd die Atmosphäre aufheizen, und mit den Fremdenhassern? Die finde ich viel schlimmer und gefährlicher.»

Dann blickt der iranisch-schweizerische Doppelbürger herausfordernd in die Richtung des St. Galler SVP-Nationalrats Lukas Reimann. Der hatte aus einer Studie des Bundesrates zitiert, wonach in der Schweiz über ein Dutzend islamische Hassprediger ihre Lehren

verbreiteten. Einen Augenblick lang wirkt Reimann konsterniert, dann sagt er gefasst: «Toll, was Sie sich für eine Frechheit erlauben.» Bei religiösen Hasspredigern handle es sich nämlich um Leute, die zu Folter und Mord an «Ungläubigen» aufriefen.

«Arena»-Moderatorin Sonja Hasler ist mit der Situation sichtlich überfordert. Jetzt werde es «echli schwierig», sagt sie, und wendet sich schnell einem anderen Gast zu. Reimann murmelt derweil im Hintergrund: «Unglaublich.» In der Tat gibt Afshars Aussage zu denken: Islamisten, die zu Mord und Totschlag aufzurufen, sind demnach weniger schlimm als demokratisch gewählte Politiker, die ihm nicht passen. Nun ist Afshar nicht irgendwer: Er gilt als einer der prominentesten Vertreter der 350 000 Muslime in der Schweiz. Trotzdem hat der Vorfall in den Medien null Echo

ausgelöst. Anders sieht es bei den Zuschauern aus. «Ich habe noch nie derart viele Reaktionen erhalten», sagt Lukas Reimann. Kurz nach der Sendung gingen über hundert E-Mails bei ihm ein, in denen sich die Zuschauer über die «Anmassung» und die «bodenlose Frechheit» des Muslimvertreters empörten. Für Reimann ist der Siebzjährige ein «gefährlicher Mann»: «Er spielt den Gemässigten, dabei vertritt er eigentlich extreme Ansichten.»

## «Brückenbauer zwischen den Kulturen»

Irritiert sind längst nicht nur Anhänger und Sympathisanten der SVP. «In meinem Bekanntenkreis gibt es eine grosse Diskussion über Afshars Auftritt», sagt Saïda Keller-Messahli, Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam und selber «Arena»-Gast. Der Tenor in ihrem Umfeld ist klar: Afshar habe zwar zu Recht auf «rassistische Äusserungen von gewissen SVP-Mitgliedern» hingewiesen. Aber er habe auch die «reale Gefahr», die von Hasspredigern ausgehe, «in fragwürdiger Weise verharmlost».

Afshar, ein weltgewandter Perser, ist eine schillernde Figur. 1942 als Spross einer Adelsfamilie in Teheran geboren, kommt er Anfang der siebziger Jahre in die Schweiz. Er studiert Soziologie in Bern, wo er bald als «fortschrittlicher» (weil linker) Wissenschaftler gilt und es bis zum Professor bringt, dank der Förderung seines Fachkollegen Jean Ziegler. Irgendwann – der genaue Zeitpunkt ist unbekannt – findet der Perser zum «Licht des Islam» zurück, wie er es später ausdrückt. Obwohl Afshar als Schiit einer religiösen Strömung angehört, die in der islamischen Gemeinschaft der Schweiz eine Minderheit darstellt, gelingt es ihm, sich als Sprachrohr aller Muslime zu etablieren.

Dank seiner Bildung, seiner Eloquenz und seinen Aufrufen zu gegenseitiger Toleranz gilt er bald als Inbegriff des «guten» Muslims. «Schlüsselfigur des interreligiösen Dialogs» nennt ihn die *Basler Zeitung* (2007), «Analytiker für die Integration des Islam» die *NZZ* (2006), und für Jean Ziegler ist er gar ein «Brückenbauer zwischen den Kulturen». Denn Afshar ist nicht nur Präsident der Koordination Islamischer Organisationen Schweiz (Kios), sondern auch Mitglied des Schweizerischen Rats der Religionen, dem Vertreter der Christen, Juden und Muslime angehören. «Mehr Dialog» lautet das Motto dieses Gremiums, «Miteinander statt übereinander reden». Doch Afshars Dialog-



bereitschaft hat Grenzen. Etwa wenn es um die Frage geht, woran er wirklich glaubt. Er habe kein Interesse an einem Interview, teilt er der *Weltwoche* mit. Als Grund nennt er einen Artikel aus dem Jahr 2005, der nicht sehr schmeichelhaft war. «Meister der Verschleierung» wurde er da genannt, «Edelfundi». «Alles Lügen», sagt Afshar dazu, «es ging einzig darum, einen Vertreter des Islam zu diffamieren.» Das Fazit des Artikels lautete, dass Afshar «nicht im Sinn hat, den Islam mit der europäischen Moderne auszusöhnen». Er vertrete vielmehr, wenn auch verkläuselt, «klar fundamentalistische Positionen». So hatte sich Afshar erst nach langem Herumdrehen dazu durchgerungen, sich von der Scharia zu distanzieren. Gleichzeitig weigerte er sich, seine Haltung gegenüber dem iranischen Regime zu erklären. Denn zu diesem werden ihm enge Kontakte nachgesagt.

Seither hat Afshar nichts getan, um das Bild des verkappten Fundamentalisten zu korrigieren. Im Gegenteil. An der Universität Bern fiel er mit schönfärberischen Äusserungen über das iranische Mullah-Regime auf, wie der *Bund* 2007 berichtete. 2008 sprach sich der Professor explizit für die Einführung von islamischen Schiedsgerichten in der Schweiz aus. Eine Forderung, mit der auch Fundamentalisten eine gesonderte Rechtsprechung – und damit eine Parallelgesellschaft für Muslime – durchsetzen wollen. Ein seltsames Rechtsver-

ständnis legte der Professor auch 2010 in einem Interview mit der *Zürcher Landzeitung* an den Tag. Auf die Frage, wie sich muslimische Einwanderer in ihren Gastländern zu verhalten hätten, antwortete er: «Man akzeptiert die Rechtsauffassung, die Verfassung, die Gesellschaftsordnung dieses Landes – unter der Voraussetzung, man begegnet nicht Rassismus in diesem Land.» In diesem Nachsatz kann man einen klaren Aufruf sehen, Gesetze zu brechen. Denn dass Muslime in der Schweiz mit Rassismus konfrontiert werden, steht für Afshar ausser Frage. «Rassistisch» ist für ihn nicht nur das 2009 beschlossene Minarettverbot, sondern auch ein Beschluss des Luzerner Kantonsgerichts, einer Basketballspielerin das Tragen eines Kopftuchs zu verbieten. Und 2007 erklärte er der *Basler Zeitung*, dass er sich für eine «ausgegrenzte Minderheit» einsetze.

### Alle kritischen Fragen klemmt er ab

Mit seinem Argument, dass Muslime Opfer einer intoleranten Gesellschaft seien, klemmt Afshar alle kritischen Fragen ab. Seine Reaktion auf die Hassprediger-Diskussion in der «Arena» ist entlarvend: Statt auf das Problem einzugehen, deckte er die Gegenseite mit Vorwürfen ein. «Das ist seine Masche», sagt Keller-Messahli. «Er klagt an, statt im Namen der Muslime Selbstkritik zu üben.» Mit seiner «larmoyanten Opferhaltung» leiste er der In-

tegration der Muslime einen Bärendienst: «Er fördert die Erstarrung, statt die Leute dazu zu animieren, sich einzubringen.»

Für Keller-Messahli ist Afshar ein «Antidemokrat, kaum fähig zur Diskussion». So weigere er sich, über die Haltung des Islam gegenüber Homosexuellen oder Zwangsheiraten zu diskutieren, indem er fortschrittliche Muslime mit Blasphemievorwürfen eindecke. Dagegen nehme er alle Muslime reflexartig in Schutz, auch «äusserst konservative» Geister. In der Öffentlichkeit hat sich Afshar zwar von Fundamentalisten wie den Mitgliedern des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) distanziert. Doch seine Gegner werfen ihm hinter vorgehaltener Hand vor, er wolle es sich «mit niemandem verderben».

Qaasim Illi, Sprecher des IZRS, drückt es so aus: «Zwischenmenschliche Probleme gibt es mit Herrn Afshar keine, wir stehen in regelmässigem Kontakt.» Meinungsverschiedenheiten seien vorwiegend «taktischer Natur». Konkret hiesse das, dass der IZRS seine Ansichten offen vertritt, während Afshar aus taktischen Gründen auf Toleranz macht. Sicher ist: Mit seinem Auftritt in der «Arena» hat der Perser seine angebliche Wertschätzung des «Dialogs» als Lippenbekenntnis entlarvt. Nach der Sendung machte er sich bezeichnenderweise sofort aus dem Staub, obwohl es noch reichlich Stoff für Debatten gegeben hätte. ○



## Das JURA-Qualitätsversprechen

### «Unser Service kommt nicht aus dem Lehrbuch, sondern von Herzen.»

Wer sich für einen unserer Kaffeespezialitäten-Vollautomaten ausspricht, entscheidet sich für höchste Qualität von der Beratung über das Produkt bis zu den Serviceleistungen. Zum Beispiel in unserer gläsernen Service-Fabrik in Niederbuchsiten. Hier kommen Sie in den Genuss einzigartiger Dienstleistungen:

- 2-Stunden-Service
- Halbtages- und Tagesservice
- 24/7 Service
- Abhol- und Bringservice
- schweizweit 60 autorisierte Servicestellen\*

Wir produzieren unsere Geräte nach höchsten Standards und unterziehen sie laufend strengen Qualitätskontrollen. Ausgebildetes Fachpersonal

hilft Ihnen, das für Sie ideale Gerät zu finden und seinen Wert langfristig zu erhalten. Denn Vollautomaten von JURA sollen Ihnen ein Maschinenleben lang Freude bereiten und Sie mit perfekten Kaffeespezialitäten verwöhnen.

Ihr

Emanuel Probst

General Manager JURA Elektroapparate AG

Detaillierte Informationen erhalten Sie unter [www.jura.com/qualitaet](http://www.jura.com/qualitaet). Haben Sie Fragen zum JURA-Qualitätsversprechen? Dann schreiben Sie mir ([probst@jura.com](mailto:probst@jura.com)).

\*Unsere autorisierten Servicestellen finden Sie unter [www.jura.com/servicestellen](http://www.jura.com/servicestellen)

## Gute Börek

Von Henryk M. Broder — Die Grüne Claudia Roth «macht» seit 25 Jahren Türkei-Politik.



Immer wieder fahren deutsche Politiker in die Welt hinaus, um sich zu informieren: wie der öffentliche Nahverkehr in Japan funktioniert, wie der soziale Wohnungsbau

in Brasilien gefördert wird und wie es den ethnischen Minderheiten im ehemaligen Jugoslawien geht. Zurück in der Heimat, geben sie ihre Erkenntnisse zum Besten und präsentieren sich als Experten auf dem jeweiligen Gebiet.

Die Vorsitzende der Grünen, Claudia Roth, zum Beispiel gilt als Fachfrau für die Türkei. Sie mache «seit zwanzig Jahren Türkei-Politik», bekannte sie vor fünf Jahren in einem Interview mit Spiegel-TV. Die Türkei sei für sie «zweite Heimat», sie liebe «die Menschen in der Türkei», sie selbst könne «gute Börek machen». Und: «Die Türkei ist meine Freundin.»

Jetzt hat Roth ihre Freundin besucht, um sich die Proteste gegen die Politik der Regierung Erdogan aus der Nähe anzusehen. Leider hat das deutsche Auswärtige Amt es versäumt, die Türken darüber zu informieren, dass eine wichtige deutsche Politikerin in ihr Land kommt, weswegen sowohl die Proteste gegen die Regierung wie die Polizeiaktionen gegen die Demonstranten einfach weitergingen. Und so geriet Roth zwischen die Fronten und musste ärztlich behandelt werden, nachdem sie eine Ladung Tränengas abbekommen hatte. Es traf sie ganz unerwartet, berichtete sie anschließend in einem Interview mit *Zeit* online, denn sie war nur auf dem Weg zu einem Konzert, und «da herrschte eine friedliche, fröhliche Abendstimmung, ein bisschen wie auf einem Festival», bis die Polizei dem fröhlichen Treiben ein Ende machte und mit Gasgranaten in die Menge schoss. Jemand habe ihr eine Gasmaske angeboten, was sie dankend ablehnte: «Ich habe ein Taschentuch, das reicht doch.» Gleich darauf sei ihr klar geworden, «was für eine Fehleinschätzung!» das gewesen sei.

Nicht die erste und die einzige, die der Türkei-Expertin, die seit inzwischen 25 Jahren Türkei-Politik «macht», unterlaufen ist. Und ganz gewiss nicht die letzte. Jetzt will Frau Roth «Unterstützung für diese neuen zivilgesellschaftlichen Akteure . . . organisieren», über «den PEN-Club und die Städtepartnerschaften zwischen Deutschland und der Türkei». Nun wird's eng für Erdogan.

## Vom Ändern der Spielregeln

Von Kurt Schiltknecht — Mit Inbrunst arbeiten Politiker daran, die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in der Schweiz zu verschlechtern – zum Beispiel die Rechtssicherheit.

Die Menschen neigen dazu, Beobachtungen miteinander in Verbindung zu bringen. Wenn sie ein ähnliches Muster aufweisen, wird schnell eine Kausalität unterstellt. Umgekehrt wird bei Beobachtungen, bei denen keine offensichtlichen Gemeinsamkeiten zu entdecken sind, der Schluss gezogen, dass sie nichts miteinander zu tun haben. Spätestens seit Galilei weiss man, dass so entwickelte Theorien häufig falsch sind. Obwohl heute jeder weiss, dass sich entgegen unseren Beobachtungen die Sonne nicht um die Erde dreht, dominiert das vorgalileische Denken noch immer in den Sozialwissenschaften und in der Politik, das heisst, viele Theorien und politische Entscheidungen basieren auf einigen wenigen Beobachtungen. Die Erkenntnis, dass das Wirtschaftsgeschehen selten mit auf oberflächlichen Beobachtungen basierenden Theorien erklärt werden kann, sondern das Ergebnis komplexer Prozesse ist, wird im täglichen Leben verdrängt.

Eines der herausfordernden ökonomischen Probleme ist die Gestaltung der institutionellen Rahmenbedingungen. Die Forschung zeigt immer deutlicher, dass schlechte Rahmenbedingungen die Schaffung von Wohlstand behindern. Die Schweiz zählt glücklicherweise zu den Ländern, die bisher sehr gute Rahmenbedingungen aufwiesen. Umso mehr erstaunt es, mit welcher Inbrunst sich immer mehr Politiker auf die Demontage der schweizerischen Standortvorteile stürzen.

Eine der unabdingbaren Voraussetzungen für wirtschaftlichen Erfolg ist die Rechtssicherheit. Dennoch wollen viele Politiker immer häufiger Gesetze und Vorschriften erlassen, die rückwirkend in Kraft gesetzt werden sollen. Ein Beispiel dafür ist die Initiative für eine nationale Erbschaftssteuer. Nun sollen auch noch Bankiers für Vergehen bestraft werden, die zum Zeitpunkt der Handlungen zumindest in der Schweiz rechtlich in Ordnung waren. Man kann über das, was gewisse Bankiers gemacht haben, in guten Treuen geteilter Meinung sein. Doch die Spielregeln rückwirkend zu ändern, ist eines Rechtsstaats unwürdig und der Wirtschaft abträglich. Wo kommen wir hin, wenn wir nicht mehr wissen, ob die Bedingungen, unter denen wir Verträge abschliessen, später rückwirkend geändert werden. Rechtsunsicherheit zerstört jede Gesell-

schaft und verhindert die Schaffung von Wohlstand.

Es ist der Rechtssicherheit auch nicht förderlich, wenn der Bundesrat oder das Parlament jedem Druck aus dem Ausland widerstandslos nachgibt und die schweizerischen Gesetze durch schlechte ausländische ersetzt. Länder ohne Rohstoffe und mit einem schlechten Standort haben nur dann eine Chance im Wettbewerb mit den räumlich begünstigten Ländern, wenn sie bessere institutionelle Rahmenbedingungen für ihre Bürger und ihre Wirtschaft schaffen. Ein Ausschalten des Wettbewerbs um bessere Rahmenbedingungen ist letztlich nichts anderes als der Versuch der grossen Staaten, die Wirtschaft der erfolgreichen Länder zu Lasten der Bürger und von deren Freiheit zu zerstören.

Viel zu wenige haben begriffen, welchen Schaden die Verschlechterung der Rahmenbedingungen für den langfristigen Wohlstand

mit sich bringt. Dies hängt auch damit zusammen, dass zwischen einer wirtschaftspolitischen Massnahme und deren Auswirkungen Jahre verstreichen können. Die lange Reaktionszeit hängt mit der oft geringen kurzfristigen Mobilität der Wirtschaft zusammen. Selbst bei einer starken Verschlechterung der Rahmenbedingungen kann es für ein



Unternehmen wirtschaftlich Sinn machen, noch einige Jahre am alten Standort zu produzieren. Dieser wird erst dann aufgegeben, wenn der Bau einer neuen Produktionsstätte ansteht. Bis es so weit ist, werden die Investitionen am alten Standort auf ein Minimum heruntergefahren. Bei schlechten Rahmenbedingungen droht nicht nur die Abwanderung der nicht standortgebundenen Unternehmen, auch ausländische Gesellschaften werden die Schweiz als Standort meiden.

Weil die Reaktionen auf schlechtere Rahmenbedingungen sich nur verzögert bemerkbar machen, glauben viele, dass Steuererhöhungen, Eingriffe in die Lohnbildung oder die Zerstörung der Rechtssicherheit mit keinen grossen wirtschaftlichen Einbussen verbunden sind. Wer das glaubt, wird früher oder später schmerzhaft erkennen müssen, dass oberflächliche Beobachtungen nicht ausreichen, um wirtschaftliche Prozesse zu verstehen. Denn auch in der Wirtschaft dreht sich die Sonne nicht um die Erde.

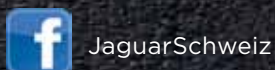


# THE NEW JAGUAR F-TYPE. YOUR TURN.

Nur JAGUAR kann einen Sportwagen wie den neuen F-TYPE erschaffen. Wir haben unser ganzes Know-how und unsere ganze Leidenschaft für sportliche Fahrdynamik und atemberaubende Eleganz in seine Entwicklung gesteckt. Jetzt sind Sie dran, mit dem neuen F-TYPE den ersten wahren Roadster seit dem legendären E-TYPE zu erleben.

**Starten Sie jetzt zu einem Test-Drive bei Ihrem JAGUAR-Fachmann.**

**[WWW.F-TYPE.CH](http://WWW.F-TYPE.CH)**



HOW ALIVE ARE YOU?



# Der Preis der Abstinenz

Von Hansrudolf Kamer — Am G-8-Treffen in Enniskillen haben die «Weltführer» über Syrien diskutiert und beschlossen, nichts zu tun. Die strategische Lage verschlechtert sich zusehends.



In einer von Bildern und Illusionen gesättigten Welt haben sich die acht einst führenden Industrienationen zu einem *powwow* in einem privaten Golfhotel in Nordirland versammelt, das wegen

Insolvenz des Eigentümers zum Verkauf steht. Diskussionsthema war vorwiegend Syrien. Das Ergebnis: weiter wie bisher.

Dabei war krampfhaft versucht worden, alles anders zu inszenieren. Die Administration Obama hatte beschlossen, in der Syrien-Krise einen neuen Anlauf zu nehmen. Wenige Tage vor dem grossen Stelldichein gab sie bekannt, dass sie nun doch Waffen an die Rebellen in Syrien liefern werde.

Sie tat es – trotz dem Gerede über rote Linien und dem Einsatz chemischer Waffen – höchst ungerne. Von einer strategischen Kehrtwende ist denn auch kaum die Rede. Vielmehr schien es ein schlecht bemäntelter Versuch zu sein, das internationale Verhandlungsspiel um Syrien zu beeinflussen. Man brauchte einen *bargaining chip*, auf den man später verzichten könnte.

Wie fast immer bei Obama sind die Motive innenpolitischer Natur. Ausgerechnet sein demokratischer Vorgänger Bill Clinton hatte in einer Rede auf Einladung des Syrien-Falken John McCain verkündet, Amerika wähle seine Präsidenten, damit diese vorausplanten sowie um die nächste Ecke sähen und nicht einfach den Meinungsumfragen folgten. Obamas Politik wird davon bestimmt, dass er bei den Kongresswahlen im nächsten Jahr den Demokraten das Repräsentantenhaus «zurückgeben» und den Senat «behalten» will.

Materiell gehe es ohnehin nur um Handfeuerwaffen und Munition, wurde suggeriert. Ein früherer Amtsträger nannte dies «a day late and a dollar short». Das sehen wohl die meisten Beteiligten so – in Moskau und Teheran vor allem, wo man den amerikanischen Handlungsunwillen realistisch beurteilt.

Die Krise in und um Syrien hat sich ungefähr so entwickelt, wie zu erwarten war. Das Abseitsstehen Amerikas und der westlichen Mächte öffnete Spielräume für den Iran und seine Adlaten. Russland ist inzwischen als offener Parteigänger des Assad-Regimes stärker denn je im Spiel und beschränkt sich nicht nur

darauf, die Uno mit seinem Veto kaltzustellen, sondern will seinem Schützling militärisch zum Sieg verhelfen. Zu Beginn waren die russischen Ambitionen bescheidener.

Obama glaubte dagegen, gemeinsame Interessen Amerikas und Russlands zu entdecken. Sein Drehbuch sah vor, im Tandem die Krise zu bewältigen und den Mittleren Osten zu stabilisieren. Die jüngsten Anstrengungen von Aussenminister Kerry, die Russen für eine Friedenskonferenz zu gewinnen, an der dann Assads Abgang eingeleitet werden könnte, entsprangen diesem Wunschdenken. In Enniskillen konnte man an den Mienen der beiden Präsidenten ablesen, dass hier gar nichts läuft.

Moskau will kein zweites Libyen und denkt nicht daran, den einzig verbliebenen arabischen Partner aufzugeben. Und Assad scheint auf dem Schlachtfeld langsam die Oberhand zu gewinnen. Tausende von Kämpfern aus dem Iran und den Lagern der Hisbollah kämpfen inzwischen an der Seite der Regierungstruppen.

Aussenpolitische Entscheidungen sind risikobehaftet – Interventionen ebenso wie Abstinenz. Amerika könnte nicht verhindern, dass Waffen, die es allenfalls liefern wird, in die Hände von künftigen Terroristen fielen. Es könnte auch nicht (mehr) beeinflussen, welche Regierung Syrien nach einem allfälligen Sturz Assads erhielt.

Doch das Vermeiden dieser Risiken zieht andere nach sich. Libanon, Jordanien und die Türkei sind unruhig. Dass die Amerikaner nach Konsultationen mit Amman eine Brigade von Marine-Infanteristen in Bereitschaft halten und dass Kampfflugzeuge, die an Übungen mit Jordanien teilnahmen, dort bleiben, ist ein Zeichen wachsender Bedenken in Washington. Israel hat seine Nordfront verstärkt und bereitet sich auf einen Schlagabtausch mit der Hisbollah vor.

## Der Westen bleibt in Deckung

Nun ist es für den Westen wohl zu spät, um noch die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Man muss mit den Konsequenzen des Abseitsstehens leben. Diese sind mit den Worten des ehemaligen deutschen Aussenministers Joschka Fischer: ambivalente Machtpolitik, Instabilität und Chaos. Geschichtsliebhaber sehen eine neue Runde im uralten Wettstreit zwischen Türken, Persern und Arabern ohne Einwirkung von aussen.

Unruhe in der muslimischen Welt herrschte auch im Kalten Krieg. Doch arabisch-israelische Kriege, der grosse Waffengang zwischen dem Iran und dem Irak (1980–1988) und der Bürgerkrieg in Libanon blieben begrenzt. Die neue Wirklichkeit des sunnitisch-schiitischen Kampfes dagegen kennt kaum mehr Grenzen. Er durchbricht die Markierungen, die die britischen und französischen Kolonialisten einst im Sand gesetzt hatten.

Eine Allianz der Türkei mit Ägypten und Saudi-Arabien wird versuchen, den schiitischen Vormarsch einzudämmen. Sollte der Iran einen Atomtest durchführen, werden sunnitische Regime nachziehen. Der Westen bleibt geduckt in Deckung.

Mehr zum Thema: Seite 46



Hier läuft gar nichts: Präsidenten Obama, Putin am G-8-Gipfel in Nordirland.





Essay

## Fussball verbessert die Welt

Noch ein Jahr bis zum heissesten Sportfest unserer Zeit. Die Fifa ist parat für die WM in Brasilien. Ihr Reformprozess ist weit fortgeschritten. Die Zukunft beginnt.  
Von Sepp Blatter

Die Proteste in Brasilien müssen ernst genommen und gleichzeitig richtig eingeordnet werden. Grosse Sport-Events bieten einzigartige Möglichkeiten, um weltweit für Aufmerksamkeit zu sorgen – im Guten wie im Schlechten. Ich erlaube mir nicht, die vielschichtige, fein ziselierte innenpolitische Mechanik eines Landes zu beurteilen. Was ich aber sagen kann: Man darf den Blick fürs Ganze nicht verlieren. Der Fussball verbindet, er trennt nicht.

Brasilien, die lateinamerikanische Wirtschaftsmacht, die vor Potenzial und Chancen nur so strotzt, die fussballverrückte Nation, bereitet sich auf die Ausrichtung der Fifa-Weltmeisterschaft vor. Gleichzeitig war unser Sport noch nie so beliebt. Von den USA bis nach Australien erleben die Fans Fussballsport auf höchstem Niveau.

Doch es bleibt noch immer viel zu tun, damit sich das Spiel weiter verbessern kann: Die Fifa und ihre Mitgliedsverbände arbeiten hart an Reformen der Entscheidungsvorgänge im Fussball, den Verbesserungen der Spielregeln und der Ausrottung von Rassismus und Spielmanipulationen. Dabei ist es die einmalige, weltumspannende Reichweite des Fussballs, die der Fifa die Chance eröffnet, echte Veränderungen zu bewirken, sei es durch Entwicklungsprogramme, unsere zahlreichen Partnerschaften mit sozialen und humanitären Projekten oder auch durch das breite Spektrum unserer fantastischen Fifa-Turniere – es ist nur noch ein Jahr bis zum grössten davon.

Der Fifa Konföderationen-Pokal in diesem Monat gibt uns einen Vorgeschmack auf das, was wir in Brasilien sportlich erwarten dürfen: ein wahres Fussballfest in einer der ganz grossen Fussballhochburgen, wo unser Sport jeden Winkel des Lebens durchdringt. Vom üppigen Amazonas bis zu den sonnenverwöhnten Stränden, vom Samba bis zum Bossa Nova, verbindet Brasilien eine lange und bunte Liebesgeschichte mit dem schönsten aller Spiele. Dies ist das Land von Pelé, Zico, Ronaldo, Ronaldinho, Neymar, der fünfmalige Weltmeister, hier ist Fussball Poesie und Leidenschaft, erfüllt von Vielfalt, Kreativität, Solidarität, Freiheit und Respekt. Kurz: Brasilien wird ein exzellenter Gastgeber sein, denn diese einfachen und ehrlichen Werte sind es auch, die der Fussball für uns alle verkörpert.

Doch in den letzten Jahrzehnten ist unser Sport auch zu einer komplexen globalen Macht mit beträchtlicher wirtschaftlicher, politischer und gesellschaftlicher Kraft geworden, der Kraft, Millionen Menschen zu unterhalten und zu begeistern und ihr Leben zum Guten zu verändern, aber auch der Kraft, Business, Arbeitsplätze und Einkommen zu generieren. Mit dieser Kraft muss Verantwortung einhergehen.

Wie wir diese Kraft nutzen und einsetzen, bestimmt darüber, welche Zukunft unseren Sport erwartet. Bleibt die Integrität des Fuss-



An jedem Strand Brasiliens.

balls erhalten? Können sich Klubs, Spieler, Ligen und Organisationen finanziell stabilisieren? Die Finanz- und die Geschäftswelt haben eine wichtige Rolle dabei zu spielen, weiteres Wachstum und weitere Entwicklung zu garantieren. Auch wenn es stimmt, dass es immer wieder Akteure gibt, die das schönste aller Spiele ausnutzen wollen, ohne etwas zurückzugeben. Und auch wenn wir uns immer wieder mit unerwarteten wirtschaftlichen und politischen Ereignissen konfrontiert sehen. Es bleibt unsere Pflicht, dem Fussball eine nachhaltige Zukunft zu garantieren. Die Basis dazu sind eine vorbildliche Praxis auf allen Ebenen

des Finanzmanagements, der Schutz des Spiels und aller daran beteiligten Personen, faire Werte, Gleichheit, umweltverträgliche Nachhaltigkeit und ethische Arbeitspraktiken.

Es ist an uns, dieses Fundament zu festigen, damit der Geist und der Zauber des Fussballs sich weiter entfalten können. Dieser Zauber ist der Grund dafür, dass die Fans auf allen Ebenen zu den Spielen kommen, egal, ob die Sonne scheint, ob es regnet oder sogar schneit. Dieser Zauber ist der Grund, warum sich Mädchen und Jungen auf der Strasse ihre Schuhe löchrig spielen und davon träumen, eines Tages für ihr Lieblingsteam spielen zu können. Und er ist der Grund dafür, dass die Welt den Atem anhält, wenn die Nationalmannschaften zusammenkommen und um die grösste aller Trophäen spielen.

### Unsere Mission

Die Fifa ist auf ihrem Weg zur Governance-Reform ein weites Stück vorangeschritten. Ein Reformprozess, der darauf abzielt, sie mit geeigneten Mitteln auszustatten, damit sie ihre Einnahmen zum Wohle des Spieles und der Welt einsetzen kann. Die Fifa-Fussball-Weltmeisterschaft ist für diese Einnahmen verantwortlich, mit denen wir das breite Spektrum unserer Fifa-Turniere sowie unzählige Fussball- und Entwicklungsprojekte rund um die Welt finanzieren. Sorgfältig ausgehandelte TV-, Marketing- und Sponsoring-Vereinbarungen geben uns die Möglichkeit, auf allen Ebenen in den Fussball zu investieren. Vom Frauenfussball bis hin zur gesundheitlichen Aufklärung, von wetterfesten Fussballplätzen bis zur Unterstützung von Wohltätigkeitsorganisationen – die Fifa hat ein stabiles und nachhaltiges System entwickelt. Wir haben finanzielle Reserven aufgebaut von über 1,3 Milliarden Dollar, damit die Sport- und die Geschäftswelt Vertrauen in unsere Stabilität haben können.

Das ist unsere reale Investition in die Zukunft. Die Fussballgemeinschaft darf von Investoren dafür erwarten, dass sie mithelfen, unser aller Spiel zu schützen und zu fördern. Wir alle haben ein gemeinsames Interesse daran. Wir alle können dazu beitragen, durch den Fussball eine bessere Welt zu schaffen.

Dieser Text ist die gekürzte Form einer Rede, die Fifa-Präsident **Sepp Blatter** im Rahmen einer Veranstaltung der *Financial Times* und der International Football Arena (IFA) am 17. Juni in Rio de Janeiro hielt.

## Carte blanche von der Chefin

Von Christoph Mörgeli

**R**eto Lipp pulsiert laut selbstgefälliger Selbsterklärung «am Puls der Wirtschaft». Der Mitarbeiter der Sendung «Eco» des Schweizer Fernsehens pflegt auf privaten Wirtschaftspodien die zahlenden Gastgeberfirmen zu schonen, um dafür die anwesenden Politiker abzukanzeln und blöd hinzustellen. Ruhe gibt Lipp in der Regel erst dann, wenn ihn diese Politiker darauf hinweisen, dass sie gratis aufs Podium treten, während er selber ein vieltausendfaches Honorar einsteckt.

Derzeit treibt es Reto Lipp allzu bunt. Die Basler *Tageswoche* hat aufgedeckt, dass er im vierstelligen Sold der Basler Kantonalbank einen Eigentümeranlass moderierte; keine 24 Stunden später trat er als «Experte» in der Sendung «Arena» seines Arbeitgebers SRF auf. Wo er prompt die Politiker Christoph Blocher und Christian Levrat anpflaumte, weil sie den Bankdeal mit den USA ablehnen. Lipp im Originalton: «Wenn die Politiker die Verantwortung übernehmen, dass halt Arbeitsplätze verlorengehen, dann sollen sie nein sagen.»

Diese leidenschaftliche lippsche Parteinahme hat die ihn am Vortag bezahlende Basler Kantonalbank sehr gefreut. Weniger aber die angesprochenen Politiker. Das Nachspiel im Parlament war kurz und heftig. «Sind solche Engagements, bei der Basler Staatsbank und wenig später beim Schweizer Staatsfernsehen, glaubwürdig?», so lautete die Frage. Medienministerin Doris Leuthard antwortete, sie respektiere die Autonomie und Unabhängigkeit des Fernsehens. Während der Bundesrat die Autonomie und Unabhängigkeit der Schweiz täglich mehr preisgibt, ist ihm bei seinem Fernsehen beides heilig.

Eine schönere Carte blanche kann man von der obersten Chefin nicht erwarten. Dabei erhoffte man sich nach dem Larifari unter Moritz Leuenberger von Nachfolgerin Doris Leuthard etwas Ordnung. Doch die gutbezahlten Mitarbeiter unserer medialen Zwangsgebührenanstalt werden auch künftig nicht das tun, was sie müssen. Sondern das, was sie wollen. Nämlich bei Podien und Galas nebenberuflich abzocken, was das Zeug hält. Und politisieren, wie es ihnen oder ihren Geldgebern gerade passt. Denn die zuständige Bundesrätin findet die Macht der Fernsehjournalisten «eine sehr beschränkte». Warum nur wollen das die vom Schweizer Fernsehen abgewatschten Bischöfe, Politiker oder Wirtschaftsvertreter einfach nicht begreifen?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Oswald Grübel hat recht

Von Peter Bodenmann — Statt Schweizer Mitarbeiter soll die Schweiz die amerikanischen Kunden ausliefern.



Das Steuerhinterzieher-Geheimnis ist tot: Bankier Grübel.

**O**ssi Oswald Grübel war ein gerngesehener Gast in Blochers Albigüetli. Als einer der wenigen Banker machte er physisch klar, wo seine Interessen am besten vertreten wurden.

Für Dürrenmatt war die Schweiz ein Gefängnis. Jetzt sitzt Oswald Grübel in unserem Gefängnis fest. Er kann nicht mehr in die USA reisen. Weil er auf einer der berüchtigten Listen unserer amerikanischen Freunde steht.

Für einmal fördert Schweizer Gefängnisluft Resozialisierung. In der *Schweiz am Sonntag* hat Oswald Grübel scharfsinnig festgestellt: Das Steuerhinterzieher-Geheimnis sei mausetot. Niemand könne es retten. Anstatt die Mitarbeiter an das US-Imperium auszuliefern, sollte man die amerikanischen Kunden verpfeifen. Das käme die betroffenen Banken billiger. Und sei gegenüber den Mitarbeitern nichts als fair.

Am Mittwoch zuvor hatte Grübel in der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens klargemacht, dass auch er ein Mitarbeiter der Credit Suisse gewesen sei. Na also.

Oswald Grübel hat für einmal hundertprozentig recht. Dank der «Lex USA» bekommen die Amerikaner die Daten der amerikanischen Steuerhinterzieher etwas verspätet. Deshalb will das verärgerte Imperium die Namen der Bankmitarbeiter, der Treuhänder und der Anwälte. Und zur Strafe mehr Kohle von Schweizer Banken, genauer: von den Schweizer Steuerzahlern.

Denn alles Geld, das nach Amerika abfließt, wird in der Schweiz absehbar nicht mehr versteuert. Und bei den Kantonalbanken tragen vorab die Zürcher und Basler Bürgerinnen und Bürger den vollen Kollateralschaden.

Das Schweizer Steuerhinterzieher-Geheimnis ist keine schöne Leiche. Die Beerdigung wird – um den billigen Schein zu wahren – unnötig verteuert. Aber nicht verhindert.

Mit gut dreissig Jahren Rückstand auf die Marschtabelle fordert der Bundes-Kommissar Aymo Brunetti endlich proaktives Handeln. Und deshalb den schnellen Tod des Steuerhinterzieher-Geheimnisses dank einer sofort zu verabreichenden, Euro-kompatiblen Dosis AIA.

Derweil versuchen die Verlierer verzweifelt, eine zweite Verteidigungslinie aufzubauen. Wenigstens im Inland soll das Steuerhinterzieher-Geheimnis auch mit und dank der *Neuen Zürcher Zeitung* weiter gelten.

Geht nicht. Weil Technik keine Grenzen kennt. Weil kein Land internationaler als die Schweiz mit ihren Nichtsteuerzahlern ist. Wie lange dauert es, bis Kommissar Brunetti in der zweiten Folge feststellt, dass es für die Bürgerlichen aus politischen Gründen leider eine Steueramnestie braucht? Ein Intelligenztest.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## «Kurt, wir vermissen dich»

Von Kurt W. Zimmermann — Die *Schweizer Illustrierte* verdient gehörig Geld und versinkt in Biederkeit.

Vom Titelbild dieser Woche lächelt Stan Wawrinka. Darunter steht: «Der Tennisprofi im Glück. Töchterchen Alexa macht ihn stark.»

Gibt es eine langweiligere Figur als den langweiligen Herrn Wawrinka? Da muss man lange suchen. Ähnlich langweilig sind allenfalls noch Wawrinkas Sportkollegen wie der langweilige Nöldi Forrer und die langweilige Giulia Steingruber. Aber die haben es schon früher im Jahr aufs Titelbild geschafft.

Die *Schweizer Illustrierte* ist journalistisch dort gelandet, wo im Journalismus die Todeszone beginnt. Sie ist, man kann es leider nicht anders sagen, mittlerweile das langweiligste Blatt der Schweiz.

Es geht lange, bis Leser etwas merken, aber die Dröghheit ihrer Zeitschrift haben inzwischen selbst die Leser bemerkt. Die Auflage der *Schweizer Illustrierten*, gekürzt *SI*, ist unter 180 000 Exemplare abgesunken. Früher waren es mal über 250 000.

Interessant am Niedergang ist das Umfeld des Niedergangs. People und Celebritys sind heute ein journalistisches Kinderspiel. Der Exhibitionismus der Prominenz erreicht in unserer Gesellschaft täglich neue Rekordwerte. Es ist fast unmöglich geworden, ein langweiliges People-Magazin zu machen.

Vergleichbare Hefte wie *Gala*, *Bunte* und *In Touch* machen das wöchentlich vor. Sie setzen auf Gossip, Glamour, Klatsch und Kladderadatsch aus dem Leben der A-, B- und C-Prominenz. Sie lassen keinen neuen Seitensprung aus, kein neues Silikon und kein neues Baby. Sie führen die Prominenz buchstäblich vor, oft mit ironisch-bissiger Distanz. Das deutsche *In Touch* etwa, ein junges, heisses Tratschmagazin, ist mit diesem Rezept an Schweizer Kiosken die Zeitschrift mit der höchsten Zuwachsrate geworden.

Die *Schweizer Illustrierte* hatte ihre grosse Zeit in den neunziger Jahren. Der damalige Chefredaktor Peter Rothenbühler erfand eine Spezies, die es zuvor nicht gab. Er erfand ein Klatschmagazin ohne Klatsch.

Die Prominenten posierten artig auf ihrer Couch und ihrer Hollywoodschaukel, die Journalisten der *Schweizer Illustrierten* schrieben artig über sie. Es war der traulich inszenierte Biedersinn. Besonders ausgiebig schrieben die *SI*-Höflinge damals über Rolf Knie, Hans Erni, Dölf Ogi, Elizabeth Teissier, Emil Steinberger und Kurt Felix.

Heute, 25 Jahre später, schreibt die *SI* ebenso artig und ebenso ausgiebig über Rolf Knie,



Ende der Welt: Chefredaktor Regez.

Hans Erni, Dölf Ogi, Elizabeth Teissier, Emil Steinberger und Kurt Felix. Die haben zwar inzwischen die dritten Zähne, Kurt Felix ist sogar tot, aber das macht nichts. «Kurt, du fehlst» und «Kurt, wir vermissen dich» waren die zwei letzten Storys im Blatt.

### Hollywood ist so nah wie Holziken

Die *Schweizer Illustrierte* verdient trotz ihres Retro-Konzepts noch immer gehörig Geld. Im letzten Jahr machte sie auf Ebitda-Stufe einen Profit von neunzehn Millionen Franken. Das ist eine imposante Umsatzmarge von dreissig Prozent. Der Hauptgrund liegt in den 25 Specials, welche die *SI* jährlich publiziert. Es sind Sonderhefte zu Themen wie Kulinarik, Sport, Auto und Shopping, die günstig produziert und gezielt an Inserenten vermarktet werden.

Der journalistische Absturz der *SI* hat auch mit dem Internet zu tun. Das Internet hat die Celebrity-Szene weltweit demokratisiert. Der Zugang zu Bieber und Beyoncé ist heute unbeschränkt, über alle Grenzen hinweg. Die Weltstars sitzen zu Hause. London ist so nah wie Lommiswil, Hollywood so nah wie Holziken.

Die *SI* und ihr Chefredaktor Stefan Regez haben das nicht verstanden. Noch immer endet ihre Welt in Lommiswil und Holziken. Doch nur dort interessiert man sich noch für Rolf Knie, Hans Erni, Dölf Ogi, Elizabeth Teissier, Emil Steinberger und Kurt Felix.

## Unüberbrückbar

Von Beatrice Schlag — Ein Körperersatz, der zu viel versprach.

Ich möchte dieser Frau nicht noch einmal begegnen», sagte Jonathan May-Bowles nach seiner Festnahme **b e e i n d r u c k t**. Kunststück. Die Frau hatte mit einem kühnen Hechtsprung nicht nur verhindert, dass May-Bowles ihren Mann mit einer Torte bewerfen konnte. Sie drückte dem Angreifer die Torte ins Gesicht und verpasste ihm ausserdem eine kräftige Ohrfeige.



Schauplatz des verpatzten Attentats vor zwei Jahren war das britische Unterhaus in London. Die Torte sollte den vorgeladenen Rupert Murdoch beschämen, dessen Klatschblatt *News of the World* nach einem Abhörskandal eingestellt worden war. Stattdessen machte sie die beherzte Springerin Wendi Deng, 38 Jahre jüngere Ehefrau des Medienmilliardärs, zur Überraschung des Tages.

Waren junge Frauen, die doppelt so alte Männer heirateten, möglicherweise nicht immer berechnende Goldgräberinnen? In China wurde der Satz «für dich würde ich einen Wendi Deng hinlegen» angeblich Synonym für eine weibliche Liebeserklärung.

Knapp zwei Jahre nach Dengs Satz in die Herzen vieler Männer liess der 82-jährige Rupert Murdoch letzte Woche in einer dürren Medienmitteilung wissen, dass er wegen «unüberbrückbaren Differenzen» die Scheidung eingereicht hatte. Konnte der alte Milliardär die Gerüchte über eine angebliche Affäre Dengs mit dem britischen Ex-Premier nicht verwinden?

War die chinesische Ingenieurstochter Deng es leid geworden, Murdoch zu pöppeln?

Hatte der seit Jahren schwelende Konflikt zwischen Ex-Ehefrau Anna und ihren Kindern mit Murdochs neuer Gattin den Milliardär zermürbt?

Oder dachte Wendi Deng, dass ihr eine Scheidung zwar keine Milliarden, aber genug Millionen und zudem die Freiheit einbringen wird, Affären zu haben, so viel sie will?

Die Welt wird es kaum erfahren. Aber das, was man immer schon über junge Frauen zu wissen meinte, die sich von sehr reichen Greisen heiraten lassen, ist möglicherweise doch nicht ganz falsch. Trotz des beherzten Hechtsprungs von Wendi Dengs.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer langjährigen Freundin, deren Vater unvermittelt verstorben ist, die aufrichtige Anteilnahme via SMS entbieten?

*Isabelle Messerli*

Haben Sie den Tod eines Bekannten schon mal über Facebook erfahren oder eine Todesanzeige als PDF gemailt bekommen? Die Autorin schon. Da ist es mit der Frage nach Kondolenzbekundungen per SMS nicht weit. Ist Ihre Freundin in Ihrem Alter und benutzt das Smartphone so selbstverständlich wie Sie, sind Worte der Anteilnahme auch per Handy okay. Bei älteren Generationen oder Menschen, die den Umgang mit Mobiltelefonen nicht gewohnt sind, ist eher abzuraten – es könnte als Affront empfunden werden. Am Ende des Tages zählt jedoch die Anteilnahme – auf welchem Kommunikationsweg Sie diese auch immer vermitteln. Jemandem das Gefühl zu geben, dass man an ihn denkt und besonders in schweren Stunden für ihn da ist, ist auch gut, wenn dies per Smartphone geschieht, und immer noch besser, als gar nicht zu reagieren. Trotzdem liegen Sie sicher nie falsch, wenn Sie in einem zweiten Schritt zu Stift und Papier greifen, sich Zeit nehmen und in sich gehen, um wieder mal ein paar persönliche Zeilen zu schreiben. Schliesslich handelt es sich um eine langjährige Freundin. *Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Der Essay von Professor Janssen hat mich begeistert.»

*Monika von Sury*



«Keiner kann mehr sagen, er wisse nicht, worum es geht»: Zürcher Paradeplatz.

### Licht in die Debatte

Nr. 24 – «So hat der Finanzplatz eine Zukunft»; Martin Janssen über die Banken

Der Essay von Professor Janssen hat mich begeistert, inhaltlich, formell, stilistisch. Es gibt sie also noch: Akademiker, die klar denken, klar reden und klar – und erst noch spannend – schreiben! Endlich jemand, der Licht bringt in die abstruse Debatte rund um den Finanzplatz Schweiz. Das Bankgeheimnis wird mit einfachen Worten, ohne Schnickschnack und vorurteilsfrei erläutert. Auch mögliche Strategien für den Bankenplatz sind so explizit aufgeführt, dass keiner mehr sagen kann, er wisse nicht, worum es geht. Bitte mehr Beiträge von solchen Autoren, die es verstehen, komplizierte Sachverhalte einfach darzustellen. Und hier gleich ein Vorschlag an den frisch emeritierten Professor: Revidieren Sie unser Schweizer Abstimmungsbüchlein, bitte! *Monika von Sury, Renens*

Verschmelzung von Staat und Banken. Geldschwemme der Zentralbanken auf Kosten der Kleinsparer. Minuszins-Plünderungen. Manipulierte Finanzmärkte. Unterwerfung unter ein internationales Syndikat, wo Verbrecher und Richter dieselben sind. Abbau demokratischer Rechte: Die Faktenlage besteht darin, dass heute den Bankern in gehobener Position (auch Nationalbankern) jegliches demokratische Bewusstsein fehlt. Sie vertreten keine Volks- bzw. Staatsinteressen. Für sie ist die Zugehörigkeit zur «Elite» eine Frage ideologischer Konformität.

Diese heisst Internationalismus. Die herrschende Klasse sind heute die Banker und, in ihrer Selbstabgrenzung und Bejahung dieser Ideologie, unsere Mitläuferregierung. In ihrem Wahn bauen sie Mauern auf gegen das «dumme» Volk, sprechen aber davon, Mauern zu überwinden, um sich multinationalen Organisationen (und deren Mafia) zu unterwerfen. Für Widerstandslosigkeit und Desorientierung wird man ja später belohnt (zum Beispiel als Sonderbeauftragter der Uno). Dass internationale Verträge stets und ausnahmslos Vorrang vor innerstaatlichem, direktdemokratischem Recht haben, versteht sich von selbst. Ebenso, dass Kritik an diesem dem Bürger misstrauenden Geschäftsmodell als «Rechtsextremismus» abgetan wird. *Bruno Ackermann, Adligenswil*

Mich überrascht die «Aufbruchstrategie» von Herrn Janssen doch etwas: Hier wird das Bankgeheimnis mit anderen Dingen verbunden, die nicht voneinander abhängen. Man kann Herrn Janssens Nicht-Weissgeldstrategie gerne umsetzen, allerdings sollte man Realpolitiker genug sein, um zu schliessen, dass die Reaktion der USA massiv und unablässig sein wird. Die Frage ist: Will man so leben? *Michael Schmitz, Zürich*

### Asyl für Snowden?

Nr. 24 – «Big Brother O»; Matthias Rüb über Barack Obama

Was treibt einen 29-jährigen dazu, quasi von heute auf morgen sein Leben aufzugeben?



Edward Snowden hat der Enthüllung über ein grossangelegtes US-Spionageprogramm ein Gesicht gegeben. Was auch immer ihn dazu gebracht hat, dieser Schritt war sehr mutig. Letztlich ist es gut zu wissen, dass die Wahrheit irgendwann über Verschleierungen, Geheimnisse und Lügen siegt. Als ich vor etwa vierzehn Jahren George Orwells «1984» über einen gnadenlosen und diktatorischen Überwachungsstaat gelesen hatte, war der Kalte Krieg schon einige Jahre offiziell vorbei, die Vision von Orwells Überwachungsstaat lebte jedoch weiter. Der 11. September 2001 hat vor allem die amerikanische Regierung und in ihrem Schlepptau auch andere demokratische Regierungen veranlasst, die persönlichen Freiheiten zugunsten von Überwachungs- und Sicherheitsmassnahmen zu beschneiden.

Ein gesundes Misstrauen gegenüber jedem Staat ist daher mehr als angebracht, der Staat ist per se weder böse noch gut, aber hinter dem Staat stehen Menschen und deren Interessen. Natürlich ist es mit der zunehmenden Digitalisierung für Staaten und auch Organisationen einfacher, an persönliche Daten von Menschen heranzukommen, auf der anderen Seite wächst die Datenflut mehr und mehr an, was die effiziente Auswertung der Daten für Geheimdienste immer schwieriger macht. Bradley Birkenfeld hat als Whistleblower gegen die Schweizer Banken hundert Millionen Dollar in den USA zugesprochen erhalten, Edward Snowden dürften etwa hundert Jahre Gefängnis erwarten, obwohl auch er ein Whistleblower ist, bedauerlicherweise auf der falschen Seite. Warum eigentlich sollte die Schweiz Edward Snowden nicht Asyl anbieten?

Pascal Merz, Sursee

### Zeit, Kosten und Beamte sparen

Nr. 24 – «Macht und Recht»;  
Editorial von Roger Köppel

Der führungsschwache und orientierungslose Bundesrat (inkl. Verwaltung) sollte seine «Strategie» bei künftigen Erpressungsversuchen seitens der USA, der EU, die mit Sicherheit kommen werden, ändern. Dies, indem er: 1. Die Gegenpartei (USA, EU) den Vertrag aufsetzen lässt. 2. Als Präambel setzt diese Gegenpartei den Satz: «Die Schweiz entledigt sich aller Rechte.» Damit würden Zeit, Kosten und Beamte eingespart.

Jürg Aeschbacher, Moosseedorf

### Immer nur Familie, wie langweilig

Nr. 24 – «Die perfekten Mütter»;  
Daniela Niederberger über Französinnen

Die Schwangere auf dem Bild ist mit Sicherheit nicht die französische Durchschnittsmutter. Diese muss nämlich arbeiten, weil das Gehalt des Gatten nicht reicht. Sie arbeitet auch, weil die Altersrente dereinst ungenü-

gend sein wird. Weil sie auf Kinder nicht verzichten will, nimmt sie den Stress einfach in Kauf. So, wie es halt die grosse Mehrheit in Frankreich macht. Die Frage «Wie machen das die französischen Mütter bloss?» ist einfach zu beantworten: nicht schlechter und nicht besser als Schweizer Mütter, welche zu verdienen müssen. Nur: Zugeben, dass sie ausgelaugt, enttäuscht und ehemüde sind, würden sie nie. Weil sie keine Wahl haben, machen sie aus der Not eine Tugend. Als nichtberufstätige Mutter von vier Kindern, in Frankreich lebend, musste ich oft hören: «Ich könnte das nicht, immer nur Familie, wie langweilig.» Was soll man darauf antworten? Schön, wenn man wählen kann! An dieser Stelle sei erwähnt, dass man in

**IN DEINEM GARTEN  
HERRSCHT  
HOCHKONJUNKTUR.**

Männer, zurück an den Grill.

**Bell**  
BARBECUE

Krise? Nicht bei dir! Denn schliesslich stehst du im Sommerquartal erfolgreich am Grill. Beraten wirst du von unserer Grill-App mit dem täglich überraschenden Grillkalender und super Gewinnen. Hol sie dir: [www.bellbarbecue.ch](http://www.bellbarbecue.ch)

Frankreich auch ohne Einkommen eine Familie gründen kann. Recht auf Wohnen, Kindergeld (je mehr Kinder, desto mehr Geld), garantiertes Mindesteinkommen (RSA genannt): all das bezahlt vom Sozialstaat! Aus leeren Kassen, wie wir wissen.

Paula Camenzind, Soutz, Frankreich

Wenn es in Frankreich wirklich so ist, wie in diesem Artikel beschrieben, schmerzt mein Herz für diese Kinder. Wo bleibt die Freude an seinem Kind, zusammen zu kuscheln, zu spielen, zu lachen, zu weinen, zu essen, Büchlein anzuschauen, Zeit zu haben, miteinander die Welt zu entdecken, im Wald, am Wasser, Tiere zu beobachten und so vieles mehr? Natürlich gibt es Mütter, die sofort wieder arbeiten müssen, aber ansonsten wären die ersten Jahre mit dem eigenen Kind so wertvoll. Dafür muss man gar keine «Glücke» sein, sondern eine ganz normale Mutter mit Mutterinstinkt. Ich denke, was man seinem Kind an Liebe gibt, kommt zurück, was schlussendlich der ganzen Welt zugutekommt. Michou Geahel, per E-Mail

### Toleranz für die Intoleranz

Nr. 24 – «Gott eins, Gesetz null»;  
Lucien Scherrer über das Kopftuchverbot

Die totale Kapitulation vor einer Kultur, die ohne Gegenleistung nur noch fordert. Toleranz für die Intoleranz. Von einer solchen Schützenhilfe können die Christen im Orient nur träumen! Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf

Vor zwanzig Jahren wurde der Charakterabbau der Schweizer darin sichtbar, dass sie kraft eines Bundesgerichtsentscheides die Insignien des bei uns gelebten christlichen Glaubens aus ihren Schulstuben und öffentlich zugänglichen Räumen entfernen liessen. Das Land wollte lernen, mit dem durch die «Jugoslawien-Wirren» verstärkten Zustrom von Menschen muslimischen Glaubens umzugehen. Integration wurde zum Inbegriff des täglichen Lebens, wobei die Schweizer immer mehr vom Verlangen getragen wurden, sich in die Gepflogenheiten fremder Kulturen zu integrieren, wobei deren Angehörigen der Begriff zu weiten Teilen ein Fremdwort blieb. Ob Mädchen zum Schwimmunterricht anzutreten haben, ob ebensolche im Unterricht ein Kopftuch tragen dürfen oder ob schliesslich Minarette als Zeichen fremder Kultur bei uns gebaut werden sollen, hat weder mit der Ausübung des Glaubens noch mit Menschenrechten etwas zu tun. Hanebüchener jedenfalls könnte ein Schulpräsident nicht auftreten, als einen eben in der Schulordnung dazu festgeschriebenen Artikel über den Haufen zu stossen, um zwei vorpubertären Mädchen das Tragen eines Kopftuchs im Unterricht zu erlauben. Für diese wird Integration auch weiterhin ein Fremdwort bleiben.

Hans Christian Müller, Zürich

### In eigener Sache:

**Ticket-Verlosung «Zürich Tattoo»**

Die Gewinner: Monika von Gunten, Wermatswil; Ralph E. Jaeger, Zürich; Albert Devaux, Wettingen; Rolf Hintermann, Widen; Hanspeter Brüttsch, Volketswil. Ihre Weltwoche

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der Weltwoche erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

# «246 Geiseln einer Terrorgruppe»

Es geht angeblich um das Überleben des Finanzplatzes Schweiz, wenn das Parlament über einen Deal zur Beilegung des Steuerstreits mit den Amerikanern berät. Tatsächlich geht es bei vielen Politikern um Pfründen und ihre persönliche Zukunft. *Von Markus Schär*

Wir alle hier drin haben unseren ganz persönlichen Entscheid zu fällen», sprach Ständerat **Pirmin Bischof** (CVP), dass der Weihrauch waberte. Letztlich müsse jedes Mitglied des Parlaments selber entscheiden, «was wohl das Richtige ist – für sich, für seinen Kanton, vielleicht für die Kantonalbank seines Kantons, für dieses Land, eben dafür, wofür wir gewählt worden sind».

In der Debatte um die «Lex USA» mussten und müssen die Räte abwägen, welches Vorgehen die grösseren Risiken birgt: Sich dem Diktat der USA beugen, im Schnellverfahren Schweizer Recht ausser Kraft setzen und damit den Banken die Möglichkeit geben, sich einem «Programm» mit ungewissen Konsequenzen zu stellen? Oder auf die Souveränität der Schweiz pochen und die des Steuerbetrugs beschuldigten Banken ihre Probleme zusammen mit dem Bundesrat lösen lassen? «Jede und jeder von uns macht das auf seine Art», schwurbelte Ständerat Bischof im Duktus des Therapeuten, «und, wie ich glaube, auf eine verantwortungsvolle Art und Weise.»

Ausgerechnet Pirmin Bischof, höhnten andere Räte. Denn gerade das Beispiel des wendigen Solothurner Standesherrn verrät, dass beim rationalen Abwägen der Risiken für viele Parlamentarier persönliche Gründe schwer(er) wogen. Pirmin Bischof wusste einerseits, wovon er in seinem salbungsvollen Votum sprach, weil er 1994 als Vizepräsident den Untergang der maroden Solothurner Kantonalbank mit verantworten musste. Und er gilt andererseits als der Mann, der in der CVP jeden Posten bekommt, den er will (*Weltwoche* Nr. 12/13); damit zählt er zu den wichtigsten Figuren im Schachspiel um Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf. Er war aber keineswegs der Einzige, der nicht unbefangen entscheiden konnte, was bei diesem schwierigen Entscheid das Richtige für das Land ist: Bei vielen Parlamentariern – bei einigen Gegnern, vor allem aber bei den meisten Befürwortern des Gesetzes – gab der Eigennutz den Ausschlag, von der Parteitaktik bis hin zur (Beziehungs-)Korruption.

Bei der BDP lässt sich nicht übersehen, dass es im Steuerstreit nicht um die Zukunft der Banken geht, sondern um jene von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf und der eigens für sie gegründeten Partei. Mit einem Masterplan, verriet ein Ende Mai veröffentlichtes Sitzungsprotokoll, spannte die Finanzministerin ihre Fraktion ein, um ihre Schachzüge kommunikativ vorzubereiten. So preschte

Parteipräsident **Martin Landolt** vor mit dem Vorschlag, die Schweizer müssten keine Steuererklärungen mehr ausfüllen, wenn die Banken die Belege direkt dem Steueramt schicken könnten. Der Glarner Nationalrat wirbelte bisher für die UBS im Bundeshaus, bei der «Lex USA» aber kämpft er eigentlich für die CS, die sich hinter den Kantonalbanken versteckt, aus der Gesetzeslösung aber den grössten Nutzen zöge, weil Verwaltungsratspräsident **Urs Rohner** als ehemals höchster Rechtsberater, also Hauptverantwortlicher für die Verstösse in den USA, so ungestraft davorkäme. Martin Landolt, der Mann der Grossbanken im Bundeshaus, gilt deshalb als einer der Gewinner des Spektakels, egal, wie es letztlich ausgeht.

Beim Ankündigen des Deals mit dem amerikanischen Justizdepartement gab zur Abwechslung Nationalrat **Lorenz Hess** den Part des Mediensprechers. Am 26. Mai, also drei Ta-

## Die Schweiz hat sich an das Spiel von Eveline Widmer-Schlumpf mit ihrer Partei gewöhnt.

ge vor der offiziellen Veröffentlichung, plauderte er in der *NZZ am Sonntag* über die Grundzüge des ausgehandelten «Programms»: «Das Ergebnis der Verhandlungen von Staatssekretär **Ambühl** mit den Amerikanern wird im Parlament nicht direkt zur Debatte stehen», verriet er völlig zutreffend. «Das Parlament wird den gesetzlichen Rahmen beschliessen, der es den Banken erlaubt, mit den USA Lösungen auszuhandeln.» Der Entscheid des Parlaments laufe faktisch «auf ein Ja oder ein Nein zu dieser Lösung» hinaus. Und die BDP werde «ganz sicher ja sagen». Kaum jemand regte sich noch über den Geheimnisverrat auf – die Schweiz hat sich an das Spiel von Eveline Widmer-Schlumpf mit ihrer Partei ad personam gewöhnt.

Aber natürlich braucht die Finanzministerin zum Regieren – auch über die Wahlen von 2015 hinaus – die Mehrheit, die sie 2007 in ihr Amt schob. Das gelingt ihr nur zusammen mit der CVP: Die Christlichdemokraten sollen sie 2015 nochmals wählen, dafür könnten sie nach dem vorzeitigen Rücktritt der BDP-Bundesrätin, der 2017 zu erwarten wäre, um den vor zehn Jahren verlorenen zweiten Sitz in der Landesregierung kämpfen – als Kandidat dafür sieht sich vor allem Parteipräsident **Christophe Darbellay**. Gemäss dem Protokoll der

BDP-Fraktion betonte deshalb Martin Landolt: «Wir müssen der CVP beweisen, dass wir mustergültig mit ihr zusammenarbeiten.»

Umgekehrt arbeitete die CVP beflissen mit der BDP zusammen: Sie stützte letztlich fast geschlossen die Vorlage von Eveline Widmer-Schlumpf. Die Gleichschaltung geschah an einer gemeinsamen Fraktionssitzung vor der Debatte über die «Lex USA», danach begossen die Verschworenen ihren Bund an einem Nachtessen mit Wein von **Christophe Darbellay** und Bier von CVP-Nationalrat und Brauer **Alois Gmür**. So konnte CVP-Fraktionschef **Urs Schwaller** in der «Samstagsrundschau» von Radio SRF feststellen, es sei «nicht ganz falsch», dass sich in der Debatte um das Gesetz die Frage entscheide: «Wer ist für und wer ist gegen die Finanzministerin?»

## Söldner und Slomfahrer

Die Kampagne für Eveline Widmer-Schlumpf fuhr der *Blick*: Er jubelte über jeden ihrer Schachzüge und schwärmte nach der Ständeratsdebatte von ihrem «stärksten Auftritt». Und Parlamentarier schlossen sich dem Fanclub der Finanzministerin an. Das Votum, in dem sie einfach die zahlreichen offenen Fragen abhakte, gehe in die Geschichte ein, behauptete SP-Ständerat **Hans Stöckli**: «Sie hat es geschafft, das Steuer in letzter Sekunde noch herumzureissen.»

In den Fraktionen, die dem Gesetz kritisch gegenüberstanden, mussten sich einige Parlamentarier verrenken. Den spektakulärsten «Speziatslalom», wie Kollegen im Ständerat spotteten, legte **Luc Recordon** hin. Der grüne Waadtländer stimmte in der Kommission gegen Eintreten und schimpfte auch im Rat noch über die Vorlage: «Wie sollen wir uns zwischen zwei Lösungen entscheiden, die beide in jeder Beziehung schlecht sind, wenn wir nicht einmal über die grundlegendsten Fakten verfügen?» Vor allem fordere er Auskünfte über den drohenden Schaden für die Volkswirtschaft, ob von einer Milliarde oder hundert Milliarden. «Wenn wir das nicht wissen, ist es sinnlos abzustimmen», wettete er. Das «gelähmte» Parlament – «wie wenn wir 246 alle Geiseln einer Terroristengruppe wären» – werde nein sagen, auch er. Schliesslich sagte Luc Recordon aber ja zum Eintreten und zum Gesetz.

«Ich habe meine Meinung überhaupt nicht geändert», beteuerte der Slomfahrer gegenüber *24 heures*. «Es gibt eine Eintretensabstimmung, eine Gesamtabstimmung und eine





*Duktus eines Therapeuten*: CVP-Ständerat Pirmin Bischof (SO).



«*Ein Albtraum*»: SP-Ständerätin Anita Fetz (BS).



*Spezial-Slalom*: Grünen-Ständerat Luc Recordon (VD).



*Abstimmungs-Schwänzer*: FDP-Nationalrat Fulvio Pelli (TI).



«*Mustergültig*»: BDP-Präsident und Nationalrat Martin Landolt (GL).



*Freiwillige HelferIn*: SP-Nationalrätin Jacqueline Badran (ZH).



*Für das Bankenpersonal*: SP-Nationalrat Jean Christophe Schwaab (VD).



*Geheimnisverrat*: BDP-Nationalrat Lorenz Hess (BE).





**Verschworen im Bund:** Urs Schwaller, Martin Landolt und Christophe Darbellay.

Schlussabstimmung.» Und dass er das Geschäft in diesem Stadium nicht versenkte, bedeute keineswegs, dass er zuletzt nicht nein sage. Immerhin habe er die Finanzministerin dazu gebracht, dass sie die zu erwartenden Bussen für die Banken auf fünf bis zehn Milliarden bezifferte und den Schaden für die Volkswirtschaft bei Ablehnung des Deals auf ein Vielfaches.

Allerdings schwirrten diese Informationen längst herum, Bundesrätin Widmer-Schlumpf stellte denn auch nur fest: «Man hat immer wieder von Zahlen zwischen fünf und zehn Milliarden Franken gesprochen. Man hat aber gesagt, das hänge dann sehr stark davon ab, was man wirklich als Bemessungsgrundlage nehme.»

Entscheidend beeinflusste den Slalomkurs des Vaudois also wohl eine andere Zahl: Er gehört dem Verwaltungsrat der Banque Cantonale Vaudoise an, die BCV aber steht angeblich auch im Visier der Amerikaner. Das Gerücht erscheint angesichts der grossen Zahl von multinationalen Unternehmen am Genfersee plausibel. Luc Recordon sagt dazu nur, er habe «gut gelacht», mehr dürfe er als Vertreter der börsenkotierten Bank nicht verraten. Für sein Verwaltungsratsmandat bekommt er 140 000 Franken im Jahr.

Zu den Söldnern der gefährdeten Kantonalbanken gehört auch der Basler SVP-Nationalrat **Sebastian Frehner**: Er sitzt im Bankrat der Basler Kantonalbank und kassierte im vergangenen Jahr ein Honorar von 43 688 Franken, davon ein Viertel in Crash-gefährdeten Partizipationsscheinen, und hat Anspruch auf vergünstigte Konditionen bei Bankdienstleistungen und Krediten – bei der Abstimmung enthielt er sich.

SP-Ständerat **Claude Janiak**, Verwaltungsrat der Basellandschaftlichen Kantonalbank (Honorar: 83 870 Franken), verweigerte ebenfalls eine Stellungnahme, nachdem er in der Debatte beteuert hatte, sein Institut habe «schon vor fünf Jahren begonnen, sein Portfolio systematisch auf möglicherweise unerwünschte Kundenschaft, insbesondere auch *US-persons*, zu durchkämmen». Von den beiden Nationalrätinnen im Bankrat der Aargauer Kantonalbank (Honorar je rund 50 000 Franken) enthielt sich **Ruth Humbel** (CVP), während **Corina Eichenberger** (FDP) das Gesetz ablehnte. Gleich hielt es SVP-Nationalrat **Hans Kaufmann** als Bankrat der Zürcher Kantonalbank (Honorar: 47 150 Franken). Und **Fulvio Pelli** als Ex-Präsident der FDP und Präsident der Tessiner Kantonalbank (Honorar: 61 933 Franken) meinte von Anfang an, im Interesse der Kantonalbanken, die nicht im Visier der USA stehen, sei das Gesetz eher abzulehnen. Bei der Abstimmung fehlte er allerdings.

### Volten, Kungelei und geheime Deals

Für die Kantonalbanken weibelten aber auch freiwillige Helfer, am eifrigsten SP-Nationalrätin **Jacqueline Badran** und am eindringlichsten SP-Ständerätin **Anita Fetz**. Die Baslerin – «Sie kennen mein Temperament» – ärgerte sich zwar über die «staatlichen Bankenhilfsübungen». Aber sie warnte dennoch davor, die Banken ohne Gesetz sich selbst zu überlassen, denn sie müssten einander mit den Abschleicherlisten verpfeifen. (Die Lieferung dieser Leaver-Listen sieht allerdings auch die Gesetzeslösung vor.) «Ich überlasse es Ihrer Vorstellungskraft, was das alles bedeuten kann», beschwor die Ständerätin ihre Kollegen: «Es ist ein Albtraum.» Dieses Problem habe sie «übrigens mit

keiner Kantonalbank besprochen, auch nicht mit der Bank meines Kantons». Was Anita Fetz nicht sagte: Sie sass 1997 bis 2005 im sozialdemokratisch beherrschten Bankrat der Basler Kantonalbank und musste deren fragwürdige Geschäfte in den letzten Jahren nur nicht mit verantworten, weil sie wegen ihrer Kungelei mit dem mutmasslichen Betrüger Dieter Behring nicht mehr wiedergewählt wurde.

Wie Banken-Schelte und Banken-Rettung zusammengehen, führte Ständerat **Paul Rechsteiner** in seinem Votum in Vollendung vor. Der St. Galler Linksaussen holte weit aus: Er erklärte den «Sterbeprozess des Bankgeheimnisses» mit dem Modell der Forscherin Elisabeth Kübler-Ross und verwies darauf, dass Bundesrat Kurt Furgler schon 1976 gewarnt hatte, eine zu starre Haltung bei der Steuerhinterziehung könnte «der Schweiz eines Tages zu schwer abschätzbaren Nachteilen gereichen». Der Zeitpunkt sei jetzt gekommen, «wo man den Tatsachen ins Gesicht sehen muss, auch wenn es schwerfällt».

Darum, folgerte der Präsident des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB) in einer eleganten Volte, stimme er der Vorlage zu: «Aus volkswirtschaftlichen Gründen, im Interesse des Bankpersonals, aber auch, weil das Steuerhinterziehergeheimnis abgeschafft werden muss.» Der Verband des Bankpersonals, der dem SGB angehört, fordert das Parlament auf, das Gesetz anzunehmen, weil es die Mitarbeiter besser schütze – auch SP-Nationalrat **Jean Christophe Schwaab** weibelte deshalb als Geschäftsleitungsmitglied für ein Ja. Paul Rechsteiner muss sich also als oberster Gewerkschafter des Landes für Arbeitnehmer einsetzen, deren Praktiken er seit je bekämpft. Und er musste kein Wort darüber verlieren, dass die St. Galler Kantonalbank mit ihrer fragwürdigen Akquisition Hyposwiss im grenzüberschreitenden Private Banking zu den gefährdetsten Banken gehört.

Als Befürworter des Deals gehört Rechsteiner zu den Verlierern – vorläufig, bei Redaktionsschluss in der Nacht auf Mittwoch. Aber dabei muss es nicht bleiben. Gemäss Gerüchten, welche die *Basler Zeitung* kolportierte, könnte es noch zu einem Deal zwischen der CVP und der SP kommen. Die Christlichdemokraten würden sich für Vorstösse der SP zum automatischen Informationsaustausch auch mit der EU aussprechen – obwohl sie dies noch letzte Woche strikt ablehnten. Und die Sozialdemokraten würden dafür geschlossen umschwenken. Die «Lex USA» bekäme trotz der klaren Abfuhr im Nationalrat doch noch eine Mehrheit.

Damit wäre die Koalition wieder vereint, die Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf 2007 in ihr Amt hob. Und mit dem Aushebeln der Schweizer Souveränität wäre zwar nicht das Überleben des Finanzplatzes gesichert, wohl aber jenes der Finanzministerin. ○



# Professor in den Fängen der Politik

Der Ökonom Aymo Brunetti wurde als liberales Gewissen des Staatssekretariats für Wirtschaft geachtet. Nun hat er ein Gutachten vorgelegt, das den automatischen Informationsaustausch verlangt. Wird der Wissenschaftler zum Totengräber des Bankgeheimnisses? Von Florian Schwab und Fabian Unternährer (Bild)



«Das Volk kann immer noch nein sagen»: Wissenschaftler Brunetti.

Am vergangenen Freitag trat Aymo Brunetti, seit eineinhalb Jahren Wirtschaftsprofessor an der Universität Bern, Seite an Seite mit Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) auf. Der Anlass: Vorstellung des Expertenberichts zur «Weiterentwicklung» der bundesrätlichen Finanzplatzstrategie, über welcher der Ökonom gemeinsam mit zwölf Kollegen seit letztem Dezember gebrütet hatte. Einstimmig empfehlen die Experten dem Bundesrat, in der OECD ab sofort aktiv an der Entwicklung des automatischen Informationsaustauschs (AIA) mitzuarbeiten und nicht mehr auf Quellensteuerabkommen mit einzelnen Ländern zu setzen – ein Bruch mit der bisherigen Strategie, bei der nur eine anonyme Abgeltungssteuer an das betreffende Finanzamt abgeliefert würde, aber keine Kundendaten.

Ein noch weiter gehender Vorschlag fand im Bundesrat kein Gehör: Die Arbeitsgruppe Brunetti hatte angeregt, der Europäischen Union von sich aus den AIA anzubieten, und zwar unabhängig von einem allfälligen OECD-Standard. Vor dem gemeinsamen Auftritt der Auftraggeberin und ihres Gutachters hatte der Bundesrat über die Empfehlungen der Experten beraten. Wider Erwarten stiess dieser Vorschlag auf den Widerstand der drei Bundesräte von FDP und SVP sowie von Doris Leuthard (CVP). Die Verkehrsministerin hob in dieser Frage das Stopp-Schild. Auch in der Kommission hatte es zu diesem Punkt abweichende Stimmen gegeben. Dem Vernehmen nach gehörte Staatssekretär Michael Ambühl dazu. Grund: In der aktuellen politischen Gemengelage seien von Brüssel keine Zugeständnisse im Gegenzug zu erwarten.

Brunetti wollte den Bundesratsentscheid am gemeinsamen Auftritt mit Eveline Widmer-Schlumpf nicht kommentieren. Trotz der Abschwächung waren die Meinungen in der Öffentlichkeit schnell gemacht: An diesem 14. Juni sei das Bankgeheimnis ohne grosse Trauer zu Grabe getragen worden, schrieb etwa der *Tages-Anzeiger*. FDP-Präsident Philipp Müller liess wissen, der AIA führe lediglich zu «einer irrsinnigen Datenflut und einem Haufen Bürokratie».

## Borner: «Zuverlässig, liberal»

Drei Tage später in Bern. Aymo Brunetti sitzt in seinem Büro in einem Neubau der Uni Bern. Brunetti ist als Ökonom alter Schule bekannt. Sein Doktorvater, der Basler Wirtschaftsprofessor und *Weltwoche*-Kolumnist Silvio Borner, lässt nichts auf ihn kommen: «Er ist ein fachlich solider, zuverlässig liberaler und politisch

unbestechlicher Ökonom.» Brunetti verliess seinen früheren Arbeitgeber, das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), wo er als Chefökonom tätig war, Anfang 2012. Wie man hört, weil ihm die politischen Vorgaben zunehmend weniger entsprachen und ihn nach der Freiheit des Wissenschaftlers dürstete.

Freundlich und ohne jede Aufregung erklärt Brunetti den Vorschlag seiner Arbeitsgruppe. Dass er als Totengräber des Bankgeheimnisses dargestellt wird, stört ihn. «Es ist schon eine seltsame Konstellation, dass ein wirtschaftspolitischer Vorschlag gleichzeitig von links gelobt, von rechts kritisiert und gleichzeitig von der Wirtschaft unterstützt wird.» Das Erstaunen wirkt nicht aufgesetzt. Sollte ihn die Sprengkraft des Expertenberichts trotz zehnjähriger Erfahrung in Bundesbern tatsächlich so unvorbereitet getroffen haben, dann wäre dies, wie ein Berner Professorenkollege kommentiert, allerdings «etwas naiv». Der AIA ist und bleibt ein politisches Reizwort – daran ändert auch nichts, dass die Schweiz das Bankgeheimnis mit den Gruppenanfragen für ausländische Regierungen bereits aufgeweicht hat. Die formelle Abschaffung ist ein grösseres Kaliber.

#### Das Konto von Mitt Romney

Die Arbeitsgruppe rechnet fest mit der Entwicklung eines internationalen AIA-Standards. Insbesondere in der Bundesverwaltung wird dies mit der Sicherheit eines Naturgesetzes erwartet. Die dreizehnköpfige Expertenkommission bestand fast ausschliesslich aus Bundesbeamten – unter ihnen vier Vertreter aus dem Hause der Auftraggeberin Widmer-Schlumpf. Komplettiert wurde das Gremium durch zwei frühere Finma-Beamte und durch die Finanzprofessoren Urs Birchler (Zürich) und Manuel Ammann (St. Gallen). In der Wissenschaft ist politische Aufmerksamkeit eine anerkannte Währung, die sich auch in Fördergeldern und Bundesaufträgen niederschlägt. Brunetti werde «selber wissen, wie weit er bei der Abwägung zwischen wissenschaftlicher Unabhängigkeit und wirtschaftspolitischem Einfluss gehen kann», sagt Silvio Borner. Die Schlussfolgerungen in dem Bericht seien wohl leider die «unerfreuliche Realität».

Brunetti wehrt sich gegen den Vorwurf, in seiner Arbeitsgruppe hätten blutleere Verwaltungsangestellte und praxisferne Professoren ein vorhersehbares Ergebnis produziert. Auf diese Idee kann man durchaus kommen, denn der Inhalt erinnert so sehr an frühere Verlautbarungen Widmer-Schlumpfs, dass diese an der gemeinsamen Medienorientierung extra betonen musste, sie sei nicht Mitglied der Arbeitsgruppe gewesen. Brunetti widerspricht: Er habe die Aufgabe nur unter der vom Finanzdepartement völlig unbestrittenen Bedingung angenommen, dass die Gruppe unabhängig arbeiten könne. Zudem hätten zwei Hearings mit Spitzenvertretern der Bankenverbände und von Economiesu-

isse stattgefunden, welche ja nun allesamt mehr oder weniger deutlich hinter dem Strategiewechsel stünden. Tatsächlich liessen die entsprechenden Communiqués am Freitag nicht lange auf sich warten: Sowohl die Bankiervereinigung als auch der Verband der Privatbankiers begrüssten den Bericht. Das Wichtigste sei, jetzt wieder Rechtssicherheit für die Banken und ihre Kunden herzustellen. «In den letzten fünf Jahren ist es mancherorts fast zu einer Hypothek geworden, ein Konto in der Schweiz zu haben», erklärt Brunetti und verweist auf den Fall des US-Präsidentschaftskandidaten Mitt Romney, der für ein (deklariertes) Schweizer Bankkonto harsch kritisiert wurde.

Der Präsident der Arbeitsgruppe betont, dass sich die Schweiz nichts vererbe, wenn sie im Rahmen der OECD an der Entwicklung eines Standards mitarbeite. «Wenn uns der am Schluss überhaupt nicht passt, dann kann das Schweizervolk in letzter Konsequenz immer noch nein sagen – und die damit verbundenen Kosten in Kauf nehmen.» Im Idealfall beinhalte solch ein AIA nur den Namen und den Zinsertrag per Jahresende. Seit die G-20 entschieden habe, den AIA voranzutreiben, könne sich die Schweiz ein Abseitsstehen nicht mehr leisten. Die volkswirtschaftlichen Kosten eines international nicht akzeptierten Bankgeheimnisses seien höher als die Kosten bei Aufgabe des Bankgeheimnisses für Ausländer.

Belege für diese Aussage bleibt der Bericht allerdings schuldig. Das lässt aufhorchen: Da ruft man führende Ökonomen zusammen und findet nur vage Antworten auf zentrale Fragen: Welche Szenarien gibt es für den AIA in der OECD und in der EU? Wie wahrscheinlich sind diese, und was bedeutet dies für die Handlungsoptionen der Schweiz? Insbesondere: Wie wahrscheinlich ist es, dass der AIA von allen OECD- oder G-20-Ländern umgesetzt wird, einschliesslich der USA? Wie hoch ist die Wertschöpfung dank dem Ausländer-Bankgeheimnis? Wie hoch wären die Mittelab- und -zuflüsse in den verschiedenen Szenarien? Eine messerscharfe Analyse des internationalen politischen Umfelds und der Schweizer Handlungsalternativen sucht der Leser vergebens. Brunetti betont, dass unter der Oberfläche des Berichts solche Überlegungen angestellt wurden.

#### «Eher Taktik als Strategie»

Das grösste Defizit des Expertenberichts sei, dass er sich nicht erkennbar mit einer Wiederbelebung des Bankgeheimnisses auch für ausländische Kontoinhaber befasst, meint Bankenprofessor Martin Janssen (eine solche Alternativstrategie hat Janssen in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* skizziert). Vielmehr erinnere das Dokument an einen «AIA-Fahrplan mit ein paar taktischen Optionen». Brunetti hält dagegen: Auch sehr defensive Strategien habe die Expertengruppe kurz diskutiert, aber schnell verworfen. Warum? Weil die volkswirtschaftlichen Kos-

ten zu hoch seien. Auch dies wird in dem Bericht nur behauptet, nicht bewiesen.

Besonders interessant ist der Vorschlag der Gruppe mit Bezug auf die Europäische Union: Von sich aus solle die Schweiz der Europäischen Union anbieten, bei deren AIA mitzumachen. Im Gegenzug müsste die EU der Schweiz gestatten, das Problem der un versteuerten Altgelder ein für alle Mal zu lösen und gleichzeitig die drohende Diskriminierung der Schweizer Finanzdienstleister abzuwenden: Die Mifid-II-Richtlinie, welche von der EU bis Ende Jahr verabschiedet werden soll, würde die grenzüberschreitenden Finanzdienstleistungen von Banken aus Drittstaaten wie der Schweiz erschweren. Experten rechnen damit, dass rund 10 000 Stellen in der Vermögensverwaltung ins Ausland abwandern würden, was etwa den Entlassungen der beiden Grossbanken während der Finanzkrise entspricht. Auch zu diesen Zahlen schweigt sich der Bericht aus.

Eine solche Verknüpfung der Verhandlungsgegenstände ist zwar aus akademischer Sicht diskussionswürdig, allerdings platzte sie wie eine Bombe in das aktuelle politische Umfeld. Die Tinte unter dem Expertenbericht war noch nicht getrocknet, da besuchte am Montag EU-Steuerkommissar Semeta die Schweiz und erteilte der Verbindung von Mifid-II- und AIA-Themen eine Absage. Ambühl und die Kommissionsminderheit scheinen recht zu bekommen. Ob es geschickt ist, der Gegenpartei die eigenen Argumente durch die Veröffentlichung strategischer Papiere auf dem Silbertablett zu präsentieren, ist eine Frage, welche die Dossier-Verantwortliche Eveline Widmer-Schlumpf mit sich ausmachen muss.

Die Brunetti-Gruppe arbeitete sechs Monate im Geheimen, und bereits am Donnerstag sickerte der Bericht an die Presse durch. Vermutlich ist das Papier zur aussenpolitischen Strategie sowieso eher für innenpolitische Zwecke bestimmt. Doch der Reihe nach: Am 15. April beantragte die SP-Fraktion eine ausserordentliche Session zum Thema «Steuerkonformer Finanzplatz und automatischer Finanzaustausch», die am Mittwoch über die Bühne ging. Ein Strategiewechsel hin zum AIA mit der EU, wie ihn auch der Expertenbericht vorsieht, ist ein sehnlicher Wunsch der SP.

In Bern munkelt man, im Gegenzug wäre die Partei eventuell sogar bereit, ihren Widerstand gegen die «Lex USA» aufzugeben, welcher der Finanzministerin erhebliche Kopfschmerzen bereitet. Klar ist: Ursprünglich war Brunettis Bericht auf Ende Juni bestellt. Mitte Mai, also zum selben Zeitpunkt, als sich die Konturen der «Lex USA» abzuzeichnen begannen, verlegte das Finanzdepartement den Abgabeschluss um zwei Wochen vor – damit er rechtzeitig zur gestrigen SP-Sondersession auf dem Tisch lag. So wurde das Brunetti-Papier, die Arbeitsgruppe mag es bedauern, zur Munition im weiteren Kampf um die «Lex USA» umfunktioniert. ○



# Der Münchhausen von Solothurn

Der Solothurner Finanzdirektor Christian Wanner hat nicht nur das Parlament, sondern auch die Regierung ausgetrickst. Nun ändern seine wütenden Amtskollegen das Gesetz, das Wanner fürstliche Nebeneinkünfte beschert hat. *Von Christoph Landolt*

Noch maximal 700 Franken pro Sitzungstag – mehr dürfen Solothurner Kantonsvertreter, die von Amts wegen in einem Verwaltungsrat sitzen, nicht mehr behalten. Dies hat der Regierungsrat am Dienstag erlassen. Auslöser für die Gesetzesänderung sind die Enthüllungen der *Weltwoche* (Nr. 23/13) über die Nebenverdienste des abtretenden Finanzdirektors Christian Wanner (FDP).

Zusätzlich zu seinem Regierungsratslohn von 26 610 Franken verdiente Wanner gemäss neuen offiziellen Zahlen im letzten Jahr 117 160 Franken. Der grösste Teil davon – rund 80 000 Franken – stammt aus Sitzungsgeldern, die er als Vizepräsident des Stromriesen Alpiq für sich selbst eingestrichen hat. Legal ist das nur, weil der Solothurner Kantonsrat dem Finanzdirektor eine eigentliche «Lex Wanner» auf den Leib geschneidert hat. Er ergänzte das Staatspersonalgesetz im Jahr 2006 um einen Passus, wonach Kantonsvertreter nicht nur Spesen, sondern auch Sitzungsgelder behalten dürfen. Das Parlament entschied im Glauben, dass es dabei um «symbolische Beiträge» von «fünfzig oder hundert Franken» geht.

Wanner, so zeigen neue Recherchen, wusste, dass die Annahme falsch war – schliesslich kassierte er bereits damals für jede Verwaltungsratssitzung der Rheinsalinen gegen 700 Franken, wie deren Geschäftsführer Urs Hofmeier bestätigt. Doch er unternahm nichts, um den Irrtum zu klären. Im Gegenteil. Wie das vertrauliche Kommissionsprotokoll beweist, sprach Wanner nur über sein Mandat bei Atel, der heutigen Alpiq: «Bei der Atel wurden die Sitzungsgelder abgeschafft. Sie haben 200 bis 300 Franken pro Tag ausgemacht.» Zwei Sätze, die typisch sind für den bauernschlaun Regierungsrat. Nichts Wahrheitswidriges, aber auch nicht die ganzen Fakten. Wanner bediente sich jener Technik, die Baron von Münchhausen als die «subtilste Form der Lüge» bezeichnet: «Das Verschweigen der Wahrheit.»

Wanner führte auf diese Weise nicht nur den ganzen Kantonsrat an der Nase herum, sondern auch seine Kollegen. Als er sich im Mai anerbot, auch nach seinem Rücktritt die Solothurner Interessen bei Alpiq zu vertreten, betonte er, dass er «wie bisher» sämtliche Entschädigungen mit Ausnahme von Spesen und Sitzungsgeldern abgeben werde. Dass diese Ausnahmen inzwischen aber auf die Hälfte eines Regierungsratsgehalts angewachsen waren, darüber klärte Wanner seine Kollegen nicht auf. Im ehrwürdigen Solothurner Rathaus herrscht seither

dicke Luft. «Alle sind wütend», sagt ein Regierungsrat, der namentlich nicht genannt werden möchte. Die Dreistigkeit, mit der «dr Chrischte» ihnen das Wesentliche verschwiegen habe, erstaune und enttäusche ihn.

## Zusätzlicher Chauffeur

Gemäss Medienmitteilung der Staatskanzlei hat sich Wanner nun entschuldigt. Er bedauere, «dass er die Dimensionen nicht richtig erkannt und eingeschätzt» habe. Doch der Schaden ist angerichtet. Wanner, der gelernte Landwirt und Hobbyimker, der gerne den Bodenständigen mimt und sich als «alten Freisinnigen, der noch an gewisse Ideale glaubt», bezeichnet, hat sich als Eigennutzmaximierer entpuppt, der den schmalen Grat zwischen privat und Staat verlässt, sobald keiner hinschaut.

Das ist nicht nur bei der Sitzungsgelder-Affäre der Fall, wie ein Bericht in der Solothurner Internetzeitung *Soaktuell.ch* mit dem Titel «Christian Wanner und die Staatskarosse» zeigt. Wegen der vielen Dienstfahrten musste der Kanton Solothurn einen zusätzlichen Chauffeur einstellen. Verantwortlich dafür ist Finanzdirektor Wanner, der sich fast täglich von seinem Wohnort Messen ins Solothurner Rathaus fahren lässt. Abends geht es häufig nicht auf direktem Weg zurück, sondern mit fünfzig Kilometern Umweg über

Oberbuchsiten, wo seine persönliche Mitarbeiterin Marlene Koeltz eine Beiz betreibt. In der «Eule-Bar» («Das Feierabendbier genießen? [...] Ordentlich Feiern oder einfach mal mit den Freunden ein paar Cocktails trinken? [...] Die Gästeschaft ist gepflegt und bunt gemischt, jung und alt...») stimmt sich der Magistrat auf den Feierabend ein, derweil der Chauffeur draussen wartet.

Gemäss Fahrtenrapporten, die *Soaktuell.ch* vorliegen, benutzt Wanner die Staatskarosse auch, wenn er zum Alpiq-Konzernsitz in Olten fährt. Da die Pauschalspesen (gut tausend Franken pro VR-Sitzung) bei Wanner bleiben, müsste er den Limousinenservice eigentlich versteuern. Ob ein Mitarbeiter Wanners dafür gesorgt hat, dass sein Chef ordentlich eingeschätzt wird, lässt sich nicht überprüfen. «Steuergeheimnis», heisst es beim Solothurner Steueramt.

Da es keine Regelung gibt, ist die private Nutzung der Staatslimousine nicht verboten. Die ausufernden Überstunden der Chauffeure waren im letzten August jedoch Thema in der Geschäftsprüfungskommission (GPK). Konkrete Schritte wurden keine unternommen, wie das Protokoll festhält. «Wir wussten, dass sich das Problem in einem Jahr ohnehin von selbst löst», sagt ein GPK-Mitglied. Dann, Ende Juli, tritt Christian Wanner ab. ○



Schmalen Grat zwischen privat und Staat: FDP-Politiker Wanner.

# Grossmeister des Verdachts

Der Berner Literaturprofessor Matthias Lorenz will in einem humoristischen Roman des Schweizer Juden Thomas Meyer allen Ernstes «Antisemitismus» entdeckt haben. Den kuriosen Befund verkauft er als Wissenschaft. Wie kommt er dazu? Von Philipp Gut



Man reibt sich verwundert die Augen: Germanist Lorenz.

Das Urteil ist unerbittlich, mildernde Umstände werden nicht anerkannt: Matthias N. Lorenz, Jahrgang 1973, Assistenzprofessor am Institut für Germanistik der Universität Bern, bezichtigt «*Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*» des Schweizer Autors Thomas Meyer des «literarischen Antisemitismus». Der satirisch-humoristische Roman über die *éducation sentimentale* des Zürcher Juden Mordechai «Motti» Wolkenbruch, der alle ihm zugeordneten Bräute aus dem orthodoxen Milieu ablehnt und schliesslich in den titelgebenden Armen einer Nichtjüdin («Schickse») landet, war im vergangenen Jahr eine kleine literarische Sensation. Es wurden acht Auflagen gedruckt, und auch die Kritiker waren meist begeistert (Meyers Debüt wurde sogar für den Schweizer Buchpreis nominiert). Demnächst wird der Bestseller verfilmt.

Und jetzt also dieser Hammerschlag. Der Erfolgsroman, der beim Publikum wohl nicht zuletzt dank seiner humoristischen Heiterkeit so gut ankam, schwelge in Klischees, die allesamt aus dem Giftschrank der europäischen Judenfeindschaft stammten, schreibt Lorenz auf der Website [Literaturkritik.de](http://Literaturkritik.de).

Man reibt sich verwundert die Augen. Das liebevolle literarische Schelmenstück soll antisemitisch sein, also eine ablehnende Haltung gegenüber Juden einnehmen, negative Stereo-

type verbreiten («Juden sind reich und geldgierig»), rassistische Vorurteile («Juden sind minderwertig») oder gar gewaltbereiten Hass (Judenverfolgung) schüren?

## Lachen verboten

Zwar ist Romanautor Meyer selber Jude und hat, auch in der *Weltwoche*, verschiedentlich über sein Jüdischsein geschrieben. Doch das ficht Lorenz nicht an. «Dass der Autor vom Antisemitismus vermutlich nicht einmal etwas ahnt, macht die Sache auch nicht besser», belehrt er den Verfasser und dessen verdutzte Leserschaft. Im germanistischen Jargon klingt das dann so: «Offensichtlich kennt Thomas Meyer die Tradition antisemitischer Literatur, in die er sich mit seinem klischeebeladenen Roman gestellt hat, nicht. Daher gelingt es ihm nicht, die Bilder, die er evoziert, zu kontrollieren. Stattdessen perpetuiert sein Werk antisemitische Projektionen. Auch wenn wir annehmen dürfen, dass der Autor keinen intentional antisemitischen Text geschrieben hat, so schützt dieser Umstand nicht davor, dass für die Bilder und das damit verbundene Wertegefüge, das der Text etabliert, die Frage nach der empirischen Person des Autors unerheblich ist.»

Zu Deutsch: Dass Meyer selber Jude ist, spielt keine Rolle. Und dass er nie auch nur den Anflug eines antisemitischen Gedankens

hegte, ist ebenfalls egal. Stellenweise liest sich das vermeintliche Sündenregister wie eine Satire. Doch Lorenz meint es todernt. Des Romanhelden Interesse an Frauen, seine «Gefässfixierung» oder die Gluckenhaftigkeit seiner Mutter: Überall ortet Lorenz antisemitische Versatzstücke. Selbst den Meyer-typischen Humor verbittet sich der philologische Sittenrichter. Jedes Lachen über die Hauptfigur sei unzulässig, weil es dem in der Geschichte des Antisemitismus «eingebühten Verlachen der Juden» entspreche. Mit denselben Argumenten kritisiert Lorenz auch die Filmkomödie «*Alles auf Zucker!*» (2004) des (ebenfalls jüdischen) Schweizer Regisseurs Dani Levy. Der nächste wird dann wohl Woody Allen sein.

Wie kommt der Professor zu solchen Urteilen? Drei Erklärungen bieten sich an. Erstens: die akademische Vorgeschichte, denn Lorenz ist so etwas wie ein Wiederholungstäter. Seine 2005 erschienene Dissertation war der erklärte Versuch, das Gesamtwerk Martin Walsers «als Beispiel für literarischen Antisemitismus zu lesen». Ausgangspunkt war Walsers Schlüsselroman «*Tod eines Kritikers*» (2002), der sich am jüdischen «Kritikerpapst» Marcel Reich-Ranicki abarbeitete – eine literarische Abrechnung, die damals breit und durchaus auch kritisch diskutiert wurde. Doch damit gab sich Lorenz nicht zufrieden. Er versucht Walser, der sich seit den Frankfurter Auschwitz-Prozessen in den 1960er Jahren immer wieder tieferschürfend mit der nazideutschen Vergangenheit auseinandergesetzt hat, selbst dort noch des Antisemitismus zu überführen, wo er sich für jüdische Autoren wie Victor Klemperer oder Ruth Klüger einsetzt.

Neben vereinzelt Lob erntete Lorenz vernichtende Kritik von Fachkollegen, etwa in der *Süddeutschen* oder der *Zeit*, wo sich Dieter Borchmeyer gegen diese Form von «Pranger-Philologie» wandte. Professor Borchmeyer – Spezialist für Goethe, Schiller, Wagner, Walser sowie Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste – warf Lorenz vor, «mit der sauertöpfischen Miene des Inquisitors» aufzutreten. «Das in Aufbau und Umfang monströse, im Gehalt denunziatorische Buch argumentiert in weiten Teilen auf wissenschaftlich indiskutable Weise. Als abschreckendes Beispiel der ideologischen und moralischen Hinrichtung eines bedeutenden Schriftstellers diene es zur Warnung vor einer vermeintlichen Wissenschaft, die Literatur nicht erhellt und erhält, sondern vernichtet», so Borchmeyer. Wer Lorenz' Dissertation liest, kann sich dieses



Eindrucks tatsächlich nicht erwehren. Ziel sei es, «verdächtige» Fundstücke» aufzuspüren. Dabei hält sich Lorenz – auch bei seiner jüngsten Attacke auf Thomas Meyer – an einen starren Kriterienkatalog, der vermeintlich judenfeindliche Passagen zu entlarven helfe.

### Achtung, *Weltwoche*-Leser!

Lorenz beruft sich unter anderen auf die Germanistin Heidi M. Müller, die sogar Vorschläge unterbreitet hat, wie problematische Judendarstellungen in der Literatur vermieden werden könnten. Müllers «Strategien» treiben so seltsame Blüten wie die, auf die literarischen Gattungen «des Kriminalromans, der Parodie und der pessimistischen Utopie» zu verzichten, weil damit «bipolare Bewertungsschemata oder der Zwang zur Erfindung negativer Helden verbunden sind».

Es ist wohl kein Zufall, dass solche Verdächtigungsorgien und Zensurfantasien fast ausschliesslich von deutschen Literaturwissenschaftlern verbreitet werden. Auch Lorenz ist Deutscher, und er ist an deutschen Universitäten geschult worden. Der Eindruck einer gewissen Überkompensation für die Verbrechen der Eltern- und Grosselterngeneration drängt sich auf. Die Judenvernichtung unter den Nationalsozialisten bleibt der Fixpunkt auch eines Matthias Lorenz, an dem er selbst den im heutigen Zürich angesiedelten Meyer-Roman misst: «Letztlich ist es diese Ausblendung der Realgeschichte von Antisemitismus und Holocaust, die es Thomas Meyer ermöglicht, das Lachen über Juden als unverfänglich zu inszenieren», moniert Lorenz.

Wie bei Walser, den er als «reaktionär» und «nationalistisch» bezeichnet, verrät Lorenz auch beim jüngsten Objekt seiner Schelte eine politische Färbung, die nichts mit Wissenschaft zu tun hat. Er wirft Meyer vor, in diesem Blatt publiziert zu haben, und schafft es gar, daraus eine abenteuerlich anmutende Bestätigung seiner These abzuleiten: «Thomas Meyer ist oder war *Weltwoche*-Autor. Die *Weltwoche* ist in den letzten Jahren zu einem auflagenstarken Magazin mutiert, das sich konsequent am rechtsäusseren Rand des eidgenössischen Mainstreams positioniert und in seiner vehementen ideologischen Einseitigkeit unter den anerkannten Presseorganen in Deutschland derzeit keine Entsprechung hat. Vor diesem Hintergrund lässt sich durchaus vermuten, dass der Autor seinen nichtjüdischen Lesern genau ihre eigenen Projektionen vom Judentum liefert», schwadroniert der Professor.

Die drei Sätze enthalten vermutlich mehr absurde Vorurteile als das Gesamtwerk von Walser und Meyer zusammen. Dass die *Weltwoche*, wenn schon, als juden- und Israelfreundlich gilt und dass jüdische Autoren wie der Kolumnist Henryk M. Broder jede Woche hier publizieren, passt offensichtlich nicht in das selektive Weltbild von Lorenz. Auch wenn es der Professor am liebsten verbieten würde: Wir erlauben uns, darüber zu lachen.

## Literatur

# Zu viel Antisemitismus im Kopf

Ein deutscher Nichtjude wirft mir antijüdisches Gedankengut vor. Absurder gehts nimmer. Von Thomas Meyer



«Jiddelnder Jude»: Autor Meyer.

Professor Lorenz hat in meinem komödiantischen Roman «*Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*» antisemitisches Gedankengut festgestellt. Und das nicht zu knapp. Das ist bemerkenswert, denn es gibt dort keines. Warum sollte es auch? Ich bin selbst Jude.

In Herrn Lorenz' Augen schützt dieser Umstand allerdings niemanden davor, dennoch ein Antisemit zu sein. Ja, gerade das Argument, man sei selbst Jude und daher sicherlich kein Judenfeind, nimmt Herr Lorenz offenbar als Eingeständnis entgegen.

Auch die Tatsache, dass in den fünfzehn Monaten, seit das Buch auf dem Markt ist, niemand den Vorwurf erhoben hat, es verbreite antisemitisches Gedankengut, bringt Herrn Lorenz nicht auf die Idee, dieser Vorwurf könnte abwegig sein – sondern vielmehr zur Überzeugung, die knapp 25 000 Käufer des Buches müssten von ihm nun, mit leichter Verspätung, auf die schreckliche Wahrheit hingewiesen werden.

Dabei liegt diese nicht in meinem Buch, sondern in Herrn Lorenz' Logik. Dort nämlich existiert der wesentliche Unterschied zwischen einem jüdischen Klischee und einem judenfeindlichen Vorurteil nicht. Dafür aber die amüsante Möglichkeit, ein Jude sei gegenüber antisemitischen Vorurteilen

komplett unbedarft und mache sich keinerlei Gedanken über die eventuelle Wirkung eines satirischen Textes über die Juden.

Die noch viel schrecklichere Wahrheit aber liegt in der obsessiven Ansicht des Professors, was alles antisemitisch sei und antisemitisch motiviert. So sieht er im Einsatz der jiddischen Sprache ernsthaft das Vorurteil des «jiddelnden Juden» kolportiert. Und wenn die Erzählerfigur bei einer – wohlgemerkt nichtjüdischen – Frau eine «grojse nos» feststellt, so ist dies ebenfalls antisemitisch – denn die grosse Nase ist auf Jiddisch geschrieben und damit «absichtlich hervorgehoben»! Führt man diese Logik an ihr wohlverdientes Ende, so schreibt man besser nichts mehr über Juden, die Jiddisch sprechen, und als Jude sollte man auch nicht mehr sagen, jemand habe eine grosse Nase. Denn all das ist antisemitisch. Vermutlich ist ohnehin alles antisemitisch, was irgendetwas über die Juden sagt. Kurz und gut: Wer wie Professor Lorenz überall Antisemitismus sieht, der hat vermutlich einfach ein bisschen zu viel Antisemitismus im Kopf.

Ich darf Herrn Lorenz versichern, dass ich mit der Problematik der Judenfeindlichkeit schon als Kind vertraut geworden bin. Ich weiss leider sehr genau, was Judenfeindlichkeit ist. Die Idee nämlich, das Attribut «jüdisch» sei zwingend gleichbedeutend mit gewissen Eigenschaften, natürlich meist hochgradig unsympathischen: Hinterhältigkeit, Raffgier, Machtstreben, um nur drei von vielen zu nennen. Judenfeindlichkeit ist in gleichen Massen betrüblich, gefährlich, dumm und charakterlos. Sie kotzt mich an, und die Leute, die einem ins Gesicht sagen: «Die Juden können gut mit Geld umgehen», und das auch noch wie gute Menschenkenntnis präsentieren, kotzen mich noch viel mehr an.

Mir zu unterstellen, ich würde ein solches Gedankengut verbreiten, und das nur, um auf meiner «persönlichen Assimilationsskala ein paar Stufen nach oben geklettert» zu sein – das spricht für sich selbst. Vor allem aber steht es einem Nichtjuden gar nicht zu, die Frage zu beurteilen, wie viel und was ein Jude über die Juden sagen darf. Und einem nichtjüdischen Deutschen, Pardon, erst recht nicht.

**Thomas Meyer:** *Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse*. Salis. 276 S., Fr. 36.90

# «Du Blocher-Kolleg!»

Auf Schweizer Pausenplätzen sind Schwarzafrikaner wieder «Neger». Und «Du Jud» ist ein Schimpfwort. Ein Besuch in einer Sek-B-Klasse offenbart die neuesten Ausprägungen der Alltags- und SMS-Sprache. Wer derbe Ausdrücke nicht aushält, sollte lieber nicht weiterlesen. *Von Rico Bandle*

Es ist ja erfrischend, wenn bei einer Studie über die Sprache für einmal nicht die Alarmglocken geläutet werden. «Die SMS-Schreibenden halten sich stark an die in der Schule erlernten Rechtschreibprinzipien», heisst es in einer kürzlich veröffentlichten Medienmitteilung des Schweizerischen Nationalfonds. 26 000 SMS haben Sprachforscher der Universität Zürich untersucht, die ihnen Freiwillige aufgrund von Aufrufen in der Gratiszeitung *20 Minuten* und in anderen Medien zugesandt hatten.

Zu den weiteren Erkenntnissen gehört, dass beim SMS-Schreiben kaum Anglizismen und Abkürzungen gebraucht werden. «Die Menschen denken beim Schreiben gar nicht daran,

Shaz gend du ich und steff  
morn see go pedalo fahre und  
den ims see go bade 😊😊😊

Haha mal luege will ich han  
ebe vlt mit minen Kolleg  
abmacht aber ich seg der  
bscheid 😏😊😊

eassy ich chumee jetzt haha

Wenn hemmer morn shuel!?

bei der grammatischen Information Zeichen zu sparen», folgert die Zürcher Romanistikprofessorin Elisabeth Stark, welche die Studie mitverfasst hat.

Wie aber reden und schreiben Jugendliche, die ihre SMS mutmasslich nicht der Universität zu Forschungszwecken weiterleiten?

Ich besuche eine 2.-Sek-B-Klasse, früher Realschule genannt, in der Stadt Zürich. Das Oberstufenzentrum steht in einem mittelständischen Wohnquartier; um die Anonymität der Schüler zu wahren, sei der Name der Schule nicht erwähnt. Nur so viel: Drei Schüler

riiiiiissssseeeee  
flaaaaammmmmmeeee!!!  
haha zuuu geil 😏😏

kommen aus dem Kosovo, je zwei aus Italien, Sri Lanka, Somalia, Portugal, Spanien und der Schweiz, je einer aus Ghana, Bosnien und der Türkei. Die Zusammensetzung ist durchaus typisch in der urbanen Schweiz.

## Druck zum Kopftuch-Tragen

Draussen auf dem Pausenplatz ist die Stimmung friedlich, allerdings separieren sich die Ethnien: Die Schwarzafrikaner sitzen mit ihren halb aufgesetzten Baseball-Caps in einer Ecke, vier Somalierinnen – drei von ihnen mit bunten Kopftüchern – schlendern über den Hof. «Wir haben sehr viele Musliminnen hier, aber nur die Somalierinnen tragen ein Kopftuch», sagt der Lehrer. Jene Somalierinnen, die kein Kopftuch trügen, würden von den anderen unter Druck gesetzt, sagt er. «Nur starke Mädchen können sich da widersetzen.» Zwei Jungs schreiten aufeinander zu: «Was isch, du Scheiss-Nuttessohn.» Ein Mädchen interveniert – vielleicht auch, weil es bemerkt hat, dass ein Fremder das Geschehen beobachtet: «He, du Scheiss-Nuttessohn, red nöd eso gruusig.» Die Sprache ist rüde, doch sie steht in einem merkwürdigen Kontrast zum gelassenen Tonfall. Ein «Nuttessohn» ist offenbar per se noch nichts Böses. So redet man hier einfach.

Die Grenzen zwischen kränkenden Beleidigungen und kumpelhaften Sprüchen sind fließend, das zeigt sich auch im Gespräch mit den 14- bis 16-jährigen. Die Schwarzafrikaner sind «Neger» – auch gegenseitig nennen sie sich so –, Albaner werden «Schippis» gerufen (die Kurzform für *Shqiptarët*, die albanische Bezeichnung für Albaner), Schweizer «Chäs» oder «Bünzli». Sind das Beschimpfungen? «Manchmal schon, manchmal nicht», sagt eine Kosovarin. Mehr kann sie dazu nicht sagen. Im Alltag entscheiden Finessen darüber, ob etwas als lustig,

Kollegenschaft beendet 😏😏😏

wütend oder ernst aufgefasst wird: die Situation, die Tonalität, der Blick.

## Der «Mongo» bleibt

Die Schüler im Klassenzimmer sind anfangs skeptisch-zurückhaltend dem Besucher gegenüber, bald rufen alle mit Schimpfwörtern um sich, sind kaum noch ruhig zu halten: Vor dem Lehrer derbe Sprüche klopfen zu können, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen, will ausgekostet sein. «Du Opfer» sei immer noch ein sehr beliebter Ausdruck, sagen sie. Vor einigen Jahren ist die Bezeichnung für Weichlinge aus Deutschland in die

ich chan ett nüm shriibe...  
chum am 22:30 wider 🙄🙄

guet nacht bis moorn 😊😏😏

Schweiz übergeschwappt. Auch «Mongo» (oder «Möngi»), schon vor Jahrzehnten eine der beliebtesten Beleidigungen, steht noch immer weit oben auf der Präferenzenliste. Während im offiziellen Sprachgebrauch die Bezeichnung für die geistige Behinderung zunehmend technisiert wurde – mongoloid, Downsyndrom, Trisomie 21 –, entwickelten sich die Variationen der Jugendsprache in eine andere Richtung: Nach «Du Mongo!» folgte «Du Missgeburt!» (oder die Kurzform: «Du

Chunt epert Letzi...? 😏❤❤

Missge!»), seit einigen Jahren in Umlauf ist «Du Fickfehler!».

So locker den Jungen Kraftausdrücke und Beleidigungen über die Lippen kommen, so sehr sind sich die Jugendlichen der Grenzen bewusst – entsprechend reizvoll ist es, sie zu überschreiten. Die grassierende Political Correctness bietet reichlich Gelegenheit dazu. An verschiedenen Schulen ist in letzter Zeit «Du Jude!» als Beschimpfung aufgetaucht – die Schüler bestätigen dies. «Wir hier sagen das aber nicht, nur andere tun



Wenn bisch bi mir?  
Kum endlich 😊❤️❤�

Hey Schwizzer wms? 😞

ich macht nüt cinq 😎

Schreiben», erklärt der Lehrer nach der Lektion. «Zu Hause spielen sie stundenlang Videogames; sich auf einen kurzen Text zu konzentrieren und ihn zu verstehen, das schaffen sie kaum.»

Ich verspreche den Schülern, dem Lehrer die Texte nicht zu zeigen und bei einem Abdruck in der Zeitung alle Namen zu ändern – sie reagieren mit Schulterzucken. So etwas wie Datenschutz oder Privatsphäre ist der Generation Smartphone egal.

### Bloss Satzfragmente

Ein erster Blick auf die Kurztex-te zeigt: Sie widersprechen all dem, was die vom Nationalfonds unterstützte Studie ergeben hat. Ausser man geht von der zynischen Annahme aus, die Schüler würden tatsächlich alle erlernten Rechtschreibprinzipien anwenden: nämlich gar keine. In den Nachrichten sind vollständige Sätze die Ausnahme. Meist wird nur bruchstückhaft formu-

du nensch mich spast... vowo  
hesch de muet 😞😞😞😞

heb shnurre nur spass gsi

liert, Artikel vor den Nomen fehlen fast immer. Die Satzfragmente sind gespickt mit Abkürzungen, die nur die Jugendlichen selbst verstehen – sofern sie nicht wie «YOLO» irgendwann zum «Jugendwort des Jahres» gekürt werden und damit auch bei Erwachsenen einen gewissen Bekanntheitsgrad erreichen. Für die Nichteingeweihten: «YOLO» steht für «You only live once» (auf Altdeutsch: Du lebst nur einmal) und ist in den Kurznachrichten der Jugendlichen omnipräsent.

Shit happens I mean look at  
your face LOL 😊😞😞😞

shwänz eifach shuel! 😊

Gahn verlora 😞😞😞

Wenn is tram istiegsch denn  
gah zhinderscht 😊😞😞😞

Ok 😊😞

das», behauptet einer. Was ist die Alternative? Einen Schweizer, der einem «blöd kommt», titulierte man zum Beispiel «Du Nazi!» oder «Du Blocher-Kolleg!».

### Jeder hat ein teures Handy

Hauptkommunikationsmittel der Jugendlichen ist das Smartphone. Egal, aus welchen sozialen Verhältnissen sie kommen, für ein 700 Franken teures Gerät scheint das Geld immer zu reichen. Nur drei der anwesenden Schüler haben kein Handy dabei – sie haben es entweder vergessen oder «gestern verloren». Normale SMS schreibt kaum jemand, alles läuft über Messenger-Programme wie Whatsapp. Die Nachrichten lesen sich ähnlich wie SMS, allerdings können sich ganze Gruppen in die Konversationen (Chats) einklinken.

Auf Geheiss des Lehrers schreiben die Schüler eine Chat-Konversation aus ihrem Handy ab, inklusive aller Rechtschreibfehler. Zehn Minuten haben sie dafür Zeit. Kaum haben sie mit Schreiben begonnen, werden die Ersten schon unruhig. «Viele Schüler können keine fünf Minuten ruhig sitzen zum Lesen oder

Woher kommt diese Diskrepanz zu den Forschungsergebnissen? Elisabeth Stark sagt, eine Klasse zu befragen, sei «weder wissenschaftlich», noch seien «die Ergebnisse daraus repräsentativ», deshalb könne sie dazu keine Stellung nehmen. Natürlich ist der Besuch in einer Klasse weder wissenschaftlich noch repräsentativ, dennoch liegt die Vermutung nahe, dass vorwiegend jene Leute ihre SMS den Forschern freiwillig zur Verfügung gestellt haben, deren Art zu formulieren den pädagogisch akzeptierten Vorstellungen entspricht.

Am Ende der Stunde verabschiedeten sich alle Schüler per Handschlag – die Stunde scheint ihnen gefallen zu haben. An dem strahlend sonnigen Tag verteilen sie sich rasch in alle Richtungen. Wie reden sie, wenn sie unter sich sind? Drehen sie dann erst recht auf, oder geht der Reiz der Provokation verloren? Dies bleibt ihr gutgehütetes Geheimnis.

Die Zitate in den Sprechblasen entstammen Whatsapp- und anderen Messenger-Konversationen der Schüler.

DANK SEINEN KUNDEN IST ARVI AUF EXPANSIONSKURS UND DESHALB MÖCHTEN WIR UNS HERZLICH BEI ALLEN BEDANKEN. WIR SUCHEN DEUTSCHSPRACHIGE, MOTIVIERTE VERKAUFSLEUTE FÜR UNSEREN SITZ IM TESSIN, UM UNSEREN KUNDEN WEITER EINEN PROFESSIONELLEN UND ZUVERLÄSSIGEN SERVICE ANBIETEN ZU KÖNNEN.

SCHICKEN SIE UNS IHRE BEWERBUNG AN [CV@ARVI.CH](mailto:CV@ARVI.CH)



ARVI SA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano  
T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75  
[info@arvi.ch](mailto:info@arvi.ch)  
[www.arvi.ch](http://www.arvi.ch)

# Götterdämmerung im Wendeland

Das deutsche Internet-Publikum wählte überraschend einen Atomreaktor zum Sieger-Projekt des hochkarätigen «Greentec Award». Die Jury änderte darauf die Spielregeln und disqualifizierte den Gewinner. Die Farce steht sinnbildlich für die Irrungen der Energiewende. *Von Alex Baur*



«Eine weitere Diskussion wird es nicht geben»: «Galileo»-Moderator Aiman Abdallah.

Die freudige Nachricht traf per E-Mail ein, am 22. Mai dieses Jahres: «Wir gratulieren Ihnen herzlich zu Ihrer Nominierung und freuen uns, Sie am 30. August in Berlin persönlich [zur feierlichen Gala] begrüßen zu dürfen.» Der Absender: das Organisationskomitee des renommierten Greentec Award. Unter der Schirmherrschaft des deutschen Umweltministers Peter Altmaier, der TV-Sendung «Galileo» (Pro Sieben) und der Zeitschrift *Wirtschaftswoche* wird der Preis jährlich für herausragende Leistungen im Energie- und Umweltbereich verliehen. Der Adressat: das in Berlin ansässige Institut für Festkörper-Kernphysik. Das Objekt: ein Atomreaktor.

Umweltschutz durch Kernenergie? Was im angelsächsischen Raum schon lange offen debattiert wird, gilt in Deutschland nach wie vor als Ketzerei. Dabei weist der Dual Fluid Reactor (DFR), den die Forscher aus Berlin präsentieren, eine hervorragende Öko-Bilanz aus. Er soll die Spaltstoffe derart gut nutzen, dass keine langlebigen strahlenden Abfälle mehr übrigbleiben und auch kein waffenfähiges Plutonium. Es wäre sogar möglich, radioaktive Abfälle im DFR gewinnbringend zu verheizen. Zudem verfügt der neue Reaktor über eine sogenannte inhärente Sicherheit. Eine Kernschmelze, wie sie in Fukushima stattgefunden hat, ist physikalisch nicht möglich.

Das alles mag fast zu schön klingen, um wahr zu sein. Tatsächlich baut der DFR auf Technologien, an denen unter dem Titel «Kernkraftwerke der vierten Generation» weltweit schon seit Jahrzehnten geforscht wird. Die deutschen Kernphysiker kombinieren die zum Teil bereits erprobten Technologien neu. Sie setzen dabei nicht zuletzt auf neuartige Werkstoffe, die extrem hohe Temperaturen bewältigen. Dass nur auf Sparflamme an der «grünen» Kerntechnologie geforscht wird, hat politische und ökonomische Gründe. Für die Atommächte fehlt der militärische Nutzen, fossile Brennstoffe sind in Fülle vorhanden, Gas- und Kohlekraftwerke können einfacher, schneller und billiger gebaut werden.

## Der Unmut gegen die Energiewende

Zweifellos müsste noch viel Forschungsarbeit in den DFR gesteckt werden. Doch genau darum geht es bei der Sparte «Galileo Wissenspreis», um den sich die Atomphysiker bewarben: die Förderung von wissenschaftlich fundierten Ideen, die erst umgesetzt werden müssen. Der wissenschaftliche Beirat des Awards stufte das Projekt als seriös ein.

Die Spielregeln waren klar: Wer am meisten Stimmen erhält, ist automatisch nominiert; zwei weitere Kandidaten sollte die Jury erküren. Doch nun geschah das Unvorhersehbare:

Das Internet-Stimmvolk hievte den Kernreaktor auf Platz eins, und zwar mit grossem Abstand (mit rund einem Drittel mehr Stimmen als der Zweitplatzierte). Damit hatte niemand gerechnet. Die Berliner Kernphysiker sind gleichsam die letzten Mohikaner einer wissenschaftlichen Gilde, die einst an der Weltspitze mitforschte, jedoch regelrecht aus der Bundesrepublik vertrieben wurde. Den DFR entwickeln sie im Verbund mit Universitäten in Polen (Stettin) und Kanada (Vancouver). Im Gegensatz zu ihren «grünen» Konkurrenten verfügen sie weder über staatliche Fördergelder noch über eine Lobby.

Das Publikumsvotum steht symptomatisch für eine sich abzeichnende Götterdämmerung in Deutschland. Während die Politiker ihre Energiewende zusehends mit Durchhalteparolen beschwören, wächst unter den Konsumenten der Unmut über die massiv gestiegenen Strompreise. Die Wirtschaft warnt vor Stromengpässen. Da und dort stellt sich allmählich die Einsicht ein, dass die mit Abermilliarden subventionierten Wind- und Solaranlagen die meiste Zeit gar keinen Strom produzieren, die Netzstabilität belasten und weder Atom- noch Kohlekraftwerke ersetzen.

Am 7. Juni die nächste Überraschung: Die Jury teilte den Kernphysikern in einem knappen E-Mail mit, sie habe beschlossen, den Reaktor vom Wettbewerb «auszunehmen». Das Projekt verschwand sang- und klanglos von der Website des Awards. Empörte Kommentare wurden gelöscht, die Motzer gesperrt. Doch User fanden schnell heraus, dass die Organisatoren des Greentec Award ihre Statuten rückwirkend geändert und die Publikumswahl kurzerhand abgeschafft hatten.

Als sich die Debatte nicht länger unterdrücken liess, verhedderten sich die Organisatoren des Awards in Rechtfertigungsversuchen. So behaupteten sie, das Thema sei mit den «19 000 Toten» von Fukushima definitiv vom Tisch: «Atomkraft in jeglicher Form lehnen wir und unsere Jury kategorisch ab! Eine weitere Diskussion wird es nicht geben!» Diese abstruse Begründung – der nukleare GAU in Japan hat weder Tote noch Verletzte gefordert – wurde zwar bald wieder gelöscht. Doch die Screenshots waren gemacht, und sie besänftigten die Gemüter keineswegs. Die Jury hat den Spitzenplatz für den «Galileo Wissenspreis» nun für ein Projekt nach ihrem Gusto vergeben: Miniwindrädlein in Dachziegeln. Damit ist die grüne Welt wieder in Ordnung. ○



# Stockers neue Opfer

Anfang Jahr hat Monika Stocker die Führung der Unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter übernommen. Nun behauptet sie aufgrund willkürlich ausgelegter Zahlen, jeder fünfte alte Mensch sei von Gewalt betroffen. *Von Alex Reichmuth*

Zwanzig Prozent der Menschen im Pensionsalter seien von häuslicher Gewalt betroffen. Allein im Kanton Zürich soll es jährlich 70 000 Opfer geben. Mit dieser Behauptung trat kürzlich Monika Stocker vor die Medien. Stocker führte bis 2008 das Stadtzürcher Sozialamt, musste aber nach Enthüllungen der *Weltwoche* über Misswirtschaft in ihrem Departement zurücktreten. Im Januar 2013 hat Stocker nun das Präsidium der Unabhängigen Beschwerdestelle für das Alter (UBA) der Kantone Zürich und Schaffhausen übernommen.

Jeder fünfte Rentner ein Opfer von Gewalt – das schockiert. Ganze Heerscharen von prägeln Angehörigen und Pflegern müssen unterwegs sein. Stocker sprach denn auch von einer «traurigen Realität». An den horrenden Opferzahlen muss man aber zweifeln. Konkret haben Stocker und weitere Vertreter der UBA Umfragen unter betagten Menschen aus sieben europäischen Ländern herangezogen. Bei diesen gaben im Schnitt 22,6 Prozent an, von Gewalt betroffen zu sein. Dieser Durchschnitt wurde einfach auf die Schweiz übertragen.

## Deutsche gewalttätiger als Italiener?

Auffallend ist, dass die Fallzahlen in den sieben Ländern weit auseinander gehen: Während in Italien 13 Prozent und in Spanien 14 Prozent der alten Menschen angaben, Gewalt erfahren zu haben, waren es in Deutschland 29 Prozent und in Schweden sogar 30 Prozent. Sind die Schweden und die Deutschen so viel gewalttätiger als die Italiener und die Spanier? Wohl kaum. Monika Stocker und Albert Wettstein, Präsident der Fachkommission der UBA, begründeten die Unterschiede damit, dass Gewalt im Alter in Ländern wie Italien und Spanien stark tabuisiert sei. Entsprechend würden Betroffene öfter schweigen als in Deutschland oder Schweden.

Eine andere Erklärung haben Stocker und Wettstein gar nicht in Betracht gezogen: In Deutschland und Schweden hat man ein viel weiter gefasstes Verständnis von Gewalt: Wenn etwa ein Angehöriger ins Fluchen kommt, mag das für einen betagten Italiener nur ein Gefühlsausbruch sein, während es für einen Deutschen bereits eine Form von «psychischer Gewalt» darstellt.

In den ausländischen Umfragen ging es auch nur selten um Gewalt, wie man sie sich landläufig vorstellt. Über alle Länder gesehen, gaben nur 2,6 Prozent der Befragten an, physi-

sche Gewalt (etwa Stossen, Schlagen und Prügeln) erfahren zu haben. Der weitaus grösste Teil der «Opfer» (19,8 Prozent aller Befragten) berichtete von «psychischer Gewalt» wie Drohungen, Liebesentzug, Dauerkritik oder anhaltendem Schweigen. Das ist unschön, betrifft aber alle Altersklassen, nicht nur Rentner.

Die UBA, die von Kantonen und Gemeinden mitfinanziert ist, sieht sich als Anlaufstelle für betagte Menschen und deren Angehörige. Ihr zur Seite steht ein Netz von ehrenamtlich arbeitenden Fachleuten, wie etwa Ärzte und Anwälte. In bestimmten Fällen kann die UBA tatsächlich helfen – wie etwa im Fall des dementen Paul Baltensperger, der von einer Erbin nach Indien entführt wurde (*Weltwoche* 42/11).

Umgekehrt haben die Vertreter der UBA aus Legitimationsgründen alles Interesse daran, die Lage von Menschen im Pensionsalter zu dramatisieren. Insbesondere herrscht ein geradezu ausuferndes Verständnis von «Gewalt» und «Misshandlung». So gelten etwa die «grundrechtliche Misshandlung» (Einsperren) oder die «finanzielle Misshandlung» (Aneignung oder Vorenthaltung von Geld) als Gewalt. Überredet ein Verkäufer einen alten Mensch zu einem ungewollten Kauf, ist auch das Gewalt.

Verwahrlosung gilt ebenso als Form von Gewalt. Wettstein schilderte etwa den Fall einer dementen 87-jährigen Frau, die sich von nie-

mandem helfen lässt und völlig verwahrlost ist. «Täterin» ist hier die überforderte Tochter, die nicht rechtzeitig professionelle Hilfe holte. In einem anderen Fall kann ein alter Mann wegen Atemnot nur noch im Sitzen schlafen. Schuld an dieser «Gewalt» soll das «knausrige Sozialamt» sein, das sich gegen die Finanzierung eines verstellbaren Fauteuils für den Mann sträubte.

Die UBA Zürich/Schaffhausen wurde in fünf Jahren allerdings nur 150-mal wegen «Betagtenmisshandlung» um Hilfe gerufen. Zwischen diesem Umstand und den angeblich 70 000 Fällen von Gewalt im Kanton Zürich jährlich gibt es eine grosse Diskrepanz. Doch Monika Stocker lässt sich davon nicht beirren. Solche Missverhältnisse schafft sie mit dem Zauberwort «Dunkelziffer» aus der Welt – und wirbt gleich noch für mehr Aktivismus. Es brauche «ein flächendeckendes und umfassendes Unterstützungssystem für pflegende und betreuende Angehörige», so Stocker letzte Woche – obwohl Senioren bereits bei der Pro Senectute, den Gemeindebehörden, dem Hausarzt, der Spitex oder schlicht der Polizei Hilfe bekommen können.

Stocker's Vorgehen erinnert an ihre Zeit als Sozialamtschefin: Viele Opfer wissen gar nicht, wie arm sie dran sind. Man muss es ihnen erst beibringen. Um ihnen dann zu Hilfe zu eilen. ○



Zauberwort «Dunkelziffer»: Die Zürcher Ex-Sozialamtschefin Monika Stocker.



*Herausragende Werke zu finden, ist schwierig:* Verleihung des Schweizer Filmpreises 2013 in Genf.

## Preisgeld für alle

Das Bundesamt für Kultur ruft ständig neue Auszeichnungen ins Leben. Millionen von Franken werden wirkungslos ausgeschüttet.

Von Rico Bandle

Bundesrat Alain Berset hatte sich letzte Woche von den Swiss Art Awards kurzfristig abgemeldet. Dabei hätte die Preisverleihung am Rande der Art Basel wohl zu den angenehmeren Aufgaben eines Kulturministers gehört. Zwanzig Schweizer Künstler wurden mit einem Check in der Höhe von je 25 000 Franken beglückt, sie alle hatten einen Swiss Art Award gewonnen. An demselben Abend wurden auch die drei Gewinner des ebenfalls vom Bundesamt für Kultur (BAK) verliehenen Prix Meret Oppenheim bekanntgegeben, jeder Preis ist mit 40 000 Franken dotiert.

Die Preisflut war damit noch nicht zu Ende: Die zwanzig Gewinner der Eidgenössischen Preise für Design erhielten ebenfalls je 25 000 Franken, die drei Preisträger des «Grand Prix Design» je 40 000 Franken. Allein an dem Abend kamen also 1,24 Millionen Fran-

ken unter die Kunstleute. Aufzuzählen, wer das Geld gewonnen hat und worin ihre Leistung besteht, ist nicht möglich: Es sind einfach zu viele Gewinner.

### Konkurrenz zur Privatwirtschaft

Seit einigen Jahren nimmt die Zahl der vom Bundesamt für Kultur vergebenen Preise inflationär zu, nicht nur in der bildenden Kunst. Acht Autoren erhielten letzten Dezember den erstmals vergebenen Eidgenössischen Literaturpreis, dotiert mit je 25 000 Franken. Beim fast gleichnamigen Schweizer Literaturpreis wurden fünfmal 40 000 Franken verteilt. Der eine Preis wird für ein einzelnes Buch vergeben, der andere für ein Lebenswerk. Oder so ähnlich. Den Durchblick hat kaum mehr jemand. 400 000 Franken verteilte die Literaturabteilung des BAK auf diese Weise – es stan-

den allerdings 465 000 Franken zur Verfügung. Das überschüssige Geld ist man aber auch noch losgeworden: Für 65 000 Franken kaufte das BAK Bücher der Preisträger und schenkte sie an Bibliotheken.

Nur, glücklich ist die Branche über den Geldsegen aber nicht: Der Bund konkurrenziert mit seinen neuen Literaturauszeichnungen den etablierten Schweizer Buchpreis, der privat getragen und finanziert wird. Entsprechend laut protestierte der Buchhändler- und Verlegerverband gegen die neuen staatlichen Auszeichnungen.

### Verkaptete Subventionen

Ein Preis ist per Definition eine Belohnung für eine ausserordentliche Leistung oder – bei einer Lotterie – für ausserordentliches Glück. Im Kulturbereich sind sie zudem ein Marke-



tinginstrument. Wichtige und medial gut inszenierte Film- oder Buchpreise kurbeln den Absatz an. Dabei gilt: Je exklusiver eine Auszeichnung, desto höher die Wirkung. Der Wert steigt mit der Verknappung. Dem BAK ist dies egal – es verteilt die Preise flächendeckend. Joseph Beuys' berühmtes Zitat «Jeder ist ein Künstler» findet beim Bund seine Weiterführung: «Jeder ist preiswürdig». Mit der Folge: Die Auszeichnungen sind zwar mit einem ausserordentlich hohen Geldbetrag verbunden, sonst aber wertlos.

Das widerspricht dem Ziel der 2011 verabschiedeten eidgenössischen Kulturbotschaft, der die Preisflut zugrunde liegt. Dort heisst es: «Die Preise des Bundes sind Förderungs- und Promotionsinstrument zugleich. Abgesehen von der damit verbundenen Geldsumme bedeutet die Zusprache eines Preises eine offizielle Anerkennung für die Person und ihr Werk, die zu entsprechender medialer Resonanz führt.» Richtig ist: Was als Preis deklariert ist, ist in Wahrheit bloss eine weitere Subvention. Yves Fischer, interimistischer Direktor des BAK, streitet dies gar nicht ab: «Ich kann den Einwand verstehen. Aber indem wir die Preisträger öffentlich präsentieren, zum Beispiel an der Art Basel, kann die Auszeichnung durchaus auch karrierefördernd für einen Künstler sein.»

### Einfacher Weg, Geld zu verteilen

Für Kulturfunktionäre bringt die Subventionierung via Preisvergaben verschiedene Vorteile. Ordentliche Subventionsentscheide unterliegen einem komplizierten bürokratischen Prozess, der rekursicher sein muss – ein mühsamer, undankbarer Vorgang. Ganz anders bei Preisvergaben: Die Juryentscheidungen können zwar streng juristisch betrachtet auch angefochten werden, das passiert aber nie. Die Entscheidungen sind in der Regel endgültig

und müssen auch nicht gross begründet werden. Zudem dürfen sich die Funktionäre an den feierlichen Preisverleihungen wichtig fühlen, den Künstlern die Hände schütteln und sich den Bauch mit Apérogebäck und Weisswein vollschlagen. Fischer hält dagegen: «Die mit den Wettbewerben verbundene Öffentlichkeitsarbeit, die Publikationen und Ausstellungen sind sehr aufwendig zu organisieren. Das ist für uns kein wirkliches Argument.»

### Filmpreis als Vorbild

Das Bundesamt für Kultur treibt seine Preisexpansion weiter voran. Gestützt auf die Kulturbotschaft, werden im September dieses Jahres erstmals die Schweizer Tanzpreise verliehen. Für die maximal acht Auszeichnungen stehen rund 200 000 Franken an Preisgeld zur Verfü-

### Bei den «Schönsten Schweizer Büchern» gewannen 19 Bücher, ein Jahr zuvor waren es 27.

gung. Die Durchführung des Wettbewerbs kostet noch einmal 200 000 Franken. Ab 2014 wird es auch Preise für Theater und Musik geben, bestätigt Yves Fischer. Je 800 000 Franken sind dafür bereits budgetiert.

Mit den staatlichen Preisen schliesst sich ein Kreis in der Kulturförderung: Der Staat bildet die Künstler in teuren Hochschulen für Gestaltung aus, subventioniert danach ihr Schaffen, kauft ihre Werke und verleiht ihnen schliesslich Preise. Zunehmend bezahlt der Staat via subventionierte Kulturpublikationen auch noch den Kunstkritiker – entsprechend unkritisch ist die Berichterstattung.

Dieses geschlossene System ist besonders offensichtlich beim BAK-Wettbewerb «Die schönsten Schweizer Bücher». Bei der Ausgabe

2012 gewannen 19 Bücher, ein Jahr zuvor 27; bei den meisten handelte es sich um Design- oder Kunstbücher in einer kleinen Auflage, die nur dank Subventionen oder Stiftungsgeldern überhaupt entstehen konnten. 150 000 Franken kostet der Wettbewerb, der praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfindet; allein der Katalog, in dem die prämierten Werke vorgestellt werden, verschlingt 80 000 Franken.

Der einzige Preis des Bundesamts für Kultur, der in der Öffentlichkeit halbwegs wahrgenommen wird, ist der Schweizer Filmpreis. Die Verleihung wird vom Schweizer Fernsehen live übertragen, die Gewinner finden in den Medien eine gewisse Beachtung. Um das Geld nach gutschweizerischer Art breit zu streuen, erhalten zwar alle fünfzig Nominierten einen ordentlichen Betrag, aber immerhin gibt es – im Gegensatz zu den meisten anderen BAK-Wettbewerben – pro Kategorie nur einen Sieger. Und trotzdem erweist es sich als schwierig, jedes Jahr Filme und Regisseure zu finden, die den Preis tatsächlich verdient haben.

### Wenn die Künstler ausgehen

Insgesamt zeichnet das Bundesamt für Kultur ab nächstem Jahr weit über hundert Schweizer Künstler, Gruppen oder Produktionen mit einem Preis aus, in der Regel dotiert mit 25 000 Franken oder höher. Hinzu kommen die administrativen Kosten, die sich pro Preis nochmals etwa in demselben Bereich bewegen. Die grosse Schwierigkeit in Zukunft wird sein, in der kleinen Schweiz jedes Jahr wieder neue Künstler zu finden, die man auszeichnen kann. Irgendwann werden die nicht ausgezeichneten Künstler gegenüber den ausgezeichneten in der Minderheit sein. Gut möglich, dass es dann als seltene Auszeichnung gilt, nie einen BAK-Preis erhalten zu haben. ○

## «Wir haben unser Idealgewicht gefunden.»

Liposinol-Biomed™ und Carbosinol-Biomed™ unterstützen bei der Gewichtskontrolle.

Pflanzliche Wirkstoffe

Mehr Informationen unter [www.natuerlichabnehmen.ch](http://www.natuerlichabnehmen.ch)



# Der grosse Schwindel

Der Trader Kweku Adoboli hatte sich heftig verspekuliert und hat im Jahre 2011 der UBS einen Verlust von über zwei Milliarden Dollar beschert. Der damalige CEO Oswald Grübel musste zurücktreten. Wer ist der Mann, der für den Riesenbetrug verantwortlich ist? Ein neues Buch gibt Antworten. *Von René Lüchinger*



«Zusammenarbeit mit hochintelligenten, ehrgeizigen Menschen»: Investmentbanker Adoboli.

Am 14. September 2011, einem Mittwoch, flog der grosse Schwindel auf. An diesem Tag verliess Kweku Adoboli, der ghanaische Investmentbanker im Solde der UBS, frühzeitig sein schickes Apartment im Londoner Stadtteil Whitechapel, und er ahnte wohl schon, dass er am Abgrund stand. Anders als gewöhnlich suchte der gläubige Christ die katholische Marienkirche auf, senkte das Haupt und betete. Erst danach begab er sich an seinen Arbeitsplatz an der Finsbury Avenue im Londoner Finanzdistrikt, wo er zusammen mit drei Kollegen am Delta-One-Desk, dem Handelstisch für börsennotierte Aktienbündel, seinem Tagewerk als Trader nachging. Seit Wochen schon war ihm ein firmeninterner Revisor auf den Fersen, weil ihm in seinen Büchern ein Fehlbetrag von 3,57 Milliarden Dollar ins Auge gestochen war. Bislang hatte sich Adoboli damit herausgeredet, dass er bei den Verbu-

chungen infolge Zeitdrucks «eine Abkürzung» genommen habe, wie er das gegenüber dem Revisor nannte.

Jetzt aber verlangte dieser immer drängender plausible Erklärungen für das immense Finanzloch und vor allem auch die Namen seiner Handelspartner. Adoboli wusste: Die gab es nicht. Ein Grossteil der von ihm getätigten Buchungen war fiktiv, die Deals dienten ausschliesslich der Verschleierung vorangegangener riesiger Verluste, die bei fehlgeschlagenen Wetten entstanden waren. Aus diesem fatalen Kreislauf fand Kweku Adoboli nicht mehr heraus.

## «Wow. Das war's dann»

Um 14 Uhr 30 an diesem Tag Mitte September gab Adoboli auf, versandte eine E-Mail an den hartnäckigen Revisor wie auch an seinen Vorgesetzten, wie der deutsche Journalist mit Sitz

in London, Sebastian Borger, in seinem soeben erschienenen Buch «Verzockt. Kweku Adoboli und die UBS» festhält. In der E-Mail schreibt der Täter: «Die Trades sind, anders als von mir bisher beschrieben, ohne Handelspartner gebucht worden. Ich habe diese Buchungen benutzt, um Verluste zu unterdrücken, die bei Off-Bank-Trades entstanden waren. Die Wahrheit ist, dass ich meinem Team stets vorgegeben habe, dass es sich um echte Trades handelt. Ich übernehme die volle Verantwortung für mein Handeln und den Shitstorm, der jetzt folgen wird.» Von diesem wurde auch der damalige UBS-Chef Oswald Grübel erfasst: Als ihm am gleichen Tag mitgeteilt wurde, dass der Bank durch Adobolis Tun ein Verlust von über zwei Milliarden Dollar entstanden war, entfuhr Oswald Grübel ein ungläubiges «Wow. Das war's dann». Zehn Tage später trat er von seinem Posten zurück.



Was ist dieser Adoboli für ein Mann, der zu einem solchen Betrug fähig ist? Autor Borger zeichnet das Bild eines Entwurzelten, eines «seiner Familienbindungen Entwöhnten», Sohn eines Uno-Diplomaten, der mit seiner Familie in der Welt herumtingelt und sehr wohlbehütet aufwächst, aber eben auch wegen der «Hautfarbe die Aussenseiterrolle» kennenlernt. Und mit dreizehn Jahren wurde er mutterseelenallein auf ein Internat in Nordengland geschickt, weit weg von Eltern und Geschwistern. Dort, in dem Quäker-Institut, gab sich Adoboli strebsam und anpassungsfähig. «Der Junge aus der früheren britischen Kolonie Ghana und die gut 200 Jahre alte Schule passten offenbar glänzend zusammen», schreibt Borger, aber Aussenseiter war er als Schwarzer auch dort.

### Der UBS-Praktikant

Er zeigte jedoch gute Leistungen, und so landete er später als Student an der hochangesehenen Universität im mittelländischen Nottingham, wo er zunächst Chemieingenieur, später Internetökonomie – E-Commerce und Computer-Science – studierte. Adoboli begründete dies später so: «Ich wählte Informatik und Management, weil das gleichzeitig das Potenzial hatte, mich darauf vorzubereiten, in Ghana einen positiven Beitrag zu leisten.» Arbeitsethos, Familienbezug und Verantwort-

dabei wiederholt zu haben, was einige Jahre zuvor an der Schule geschehen ist», schreibt Borger, «der junge Mann und die Institution passten zusammen.» Schon bald war klar, dass die Bank diesen jungen, formbaren Absolventen nach dem Studium dauerhaft an sich binden wollte, und Adoboli erhielt eine feste Jobzusage. Am 1. September 2003 trat er seinen ersten UBS-Job in der Abteilung «Operations» im Backoffice der Bank an – nur acht Jahre bevor er als Verursacher eines Milliarden Schadens entlarvt wurde.

### Der schwarze Aufsteiger

Während die Wertpapierhändler im Frontoffice adrenalingetrieben die grossen Deals durchziehen und im Rampenlicht stehen, ist das Backoffice zuständig für Risikokontrolle, Buchhaltung oder Datenverarbeitung, ein Job im Schatten der Trader also, ein Ort jedenfalls, wo sich ein aufstrebender, ehrgeiziger Jungbanker nicht länger als nötig aufhalten will. So auch Adoboli. Er strebte ebenfalls ins Frontoffice. Bald schon stellte er zufrieden fest, dass er «auf höhere Weihen vorbereitet wurde», wie er später zu Protokoll gab. «Dazu mag, neben Fleiss, Intelligenz und gutem Sozialverhalten, auch Adobolis Hautfarbe beigetragen haben», schreibt Autor Borger, «im politisch korrekten Arbeitsrecht darf davon natürlich nicht die Rede sein. Doch bleiben

des Erreichbaren. Der Aufsteiger aus Ghana war am Ziel seiner Träume.

Interessant ist, was Adoboli im Januar 2013, nach seinem Fall, selber zu Papier gebracht hat, als er im Gefängnis sein Tun und seine Motivationen hinterfragte. Er schrieb: «Mein Ehrgeiz beruht nicht darauf, was ich werden kann, sondern darauf, dass ich etwas zur Gemeinschaft beitragen möchte. In einer Branche, in der jeder davon besessen ist, mit minimalem persönlichem Einsatz maximalen Profit zu erzielen, blieb ich ein Aussenseiter. In den ersten Jahren machte ich den Fehler, zu denken, dass die Vereinzelung nur im Backoffice üblich sei, und zwar wegen seiner Bedeutung für das Unternehmen und wegen der Art der Arbeit. Die Entscheidung, ins Frontoffice zu wechseln, beruhte zum Teil auf der Annahme, dass mich die kollegiale Zusammenarbeit mit hochintelligenten, ehrgeizigen Menschen glücklicher machen würde. Im Laufe der Zeit habe ich gelernt, dass Individualismus ein Grundwert bei einer Investmentbank ist; ohne Selbstbezogenheit hat dort kein Mensch Erfolg.»

### Geld und Gier

Natürlich schwingt in diesen Worten auch ein gerüttelt Mass an Selbstrechtfertigung mit, mit der sich Adoboli sein Scheitern ein Stück weit zurechtlegen und es sich erträglicher ma-

Return on Investment?  
Ein Kuss mindestens.

made by Gübelin.



  
**GÜBELIN**  
JUWELN • UHREN

nung, urteilt Autor Borger, «auf diesen Pfeilern hatte er im Prozess auch seine Verteidigung aufgebaut. «Seht her», sollte das Signal an die Geschworenen lauten, «kann jemand mit diesem Hintergrund ein Krimineller sein?»»

Der junge Mann hatte von der Old Economy in die New Economy gewechselt, die Finanzindustrie war aber ausserhalb seines Radars. Noch zur Jahrtausendwende, gab Adoboli später an, habe er noch keine Ahnung gehabt davon, was eine Investmentbank überhaupt ist, geschweige denn davon, welches Geschäft diese betreibt.

Die UBS drang erstmals in sein Bewusstsein, als die Schweizer Bank kurze Zeit später eine Veranstaltung für Studenten durchführte. Und als er für den Sommer 2002 eine Praktikumsstelle suchte, bewarb er sich dort, erhielt den positiven Bescheid für ein zehnwöchiges Praktikum in der Londoner Investmentbank der UBS. «Binnen weniger Tage scheint sich

Schwarze, anders als beispielsweise Inder, in der Finanzbranche bis heute eher Ausnahmen, sie fallen also auf. Und welches modern denkende Unternehmen stellt nicht gern heraus, dass seine Angestellten rasch vorankommen können, egal, welcher Herkunft, Hautfarbe oder welchen Geschlechts?»

Mit nur 26 Jahren stand Kweku Adoboli dann bereits dort, wo er hingewollt hatte, im Frontoffice, und bald schon dort, wo es richtig heiss zu- und hergeht: am Delta-One-Desk, wo das tägliche Auf und Ab der Märkte über Gewinn und Verlust der Bank entscheidet, wo es schnell und leicht um Millionen von Dollars geht. Und das galt im übertragenen Sinne nun auch für ihn selber.

Im Backoffice hatte einer wie Adoboli anständig verdient, 2005 kam er auf 45 000 Pfund – nun aber, an einem Handels-Desk mit exponentiell wachsenden Finanzprodukten, lag ein Bonus in sechsstelliger Höhe im Bereich

chen will. Sie zielen aber auch auf den Kern des Problems und zeigen die Investmentbanker als das, was sie sind: egoistische Typen, getrieben von Geld und Gier, ohne Wurzeln in der Bank, für die sie tätig sind – zahlt ein nächstes Institut mehr, sind sie schnell wieder weg. Diese Melange ist brandgefährlich für eine Bank, insbesondere dann, wenn die Risikokontrollen zu lasch sind. Für Kweku Adoboli kommt diese Einsicht zu spät. In einer Einzelzelle im Gefängnis The Verne in der südenglischen Grafschaft Dorset sitzt er seine erstinstanzliche Strafe von sieben Jahren ab. Bei der Urteilsverkündung hatte der Richter zu ihm gesagt: «Sie haben einen starken Hang zum Glücksspiel und waren arrogant genug, alle Vorschriften zu missachten.»

**Sebastian Borger:** Verzockt. Kweku Adoboli und die UBS. Stämpfli. 216 S., Fr. 39.90



*Entspannte Herzlichkeit: der 29-jährige Harry.*

## Captain Leichtfuss

Harry ist der vergnügteste Prinz der britischen Royals. Weil er wohl nie auf dem Thron sitzen wird, muss ihn königliches Auftreten wenig kümmern. Genau dafür lieben ihn seine Untertanen.

*Von Beatrice Schlag*

Auf Platz eins der Thronfolge steht sein Vater Charles, inzwischen 64. Sollte die amtierende Queen, wie ihre Mutter, das stolze Alter von 101 erreichen, wird der Prince of Wales bei seiner Inthronisierung an die achtzig sein. Nach seinem Tod wird Prinz William, Duke of Cambridge, zum König gekrönt. Und falls sein erstgeborenes Kind, Bub oder Mädchen, bei König Williams Tod volljährig ist, wird es seine Nachfolge antreten. Prinz Harry, der Zweitgeborene von Charles und Diana, wird nach aller Wahrscheinlichkeit sein Leben lang Prinzenarsteller bleiben.

Man muss ihn dafür nicht bemitleiden. Mehr Privilegien als zweit- oder drittgeborene britische Prinzen geniessen wenige Adlige, die zu reich geboren sind, um ausser Wohltätigkeitsauftritten wirklich etwas tun zu müssen. Das einzige Geschick, das ihre Herkunft ihnen abfordert, ist gutes Benehmen, wenn Papa-

razzi lauern. Und genau da versagt Prinz Harry bekanntlich kläglich. Erstaunlicherweise ist dieser Rotschopf, der wenig Gelegenheiten ausliess, peinlich aufzufallen, den Briten sehr ans Herz gewachsen. Sein grosser Bruder William sieht besser aus, seine bürgerliche Schwägerin Kate benimmt und kleidet sich untadelig. Aber die royale Korrektheit wirkt gelegentlich etwas blutleer. Sie sind adrett, aber erwecken den Eindruck, irgendwie vorzeitig gealtert zu sein.

### Hakenkreuz, Strip-Billard

Diana, Mutter der beiden Prinzen, war eine brillante Medienmanipulatorin, die nie wie ein Fossil wirkte. Prinz Harry hat beides von ihr geerbt. Und der 28-Jährige tut für die britische Monarchie ähnlich viel wie Diana vor ihrer Scheidung: Er widerlegt, dass die Royals zwingend eine verkrustete, in Ritualen er-

starrte Kaste sind. Ob er auf Fotos sichtlich betrunken ist, bei einer Kostümparty mit Hakenkreuz-Armbinde erscheint oder, wie im vergangenen August, in der Hotelsuite nackt mit einer jungen Frau beim Strip-Billard abgelichtet wird, die Briten sehen es ihm nach: Er ist jung, er macht Fehler, er säuft gern und steht auf möglichst nackte Frauen. Wer tut das nicht in seinem Alter?

Als Henry Charles Albert David Mountbatten-Windsor am 15. September 1984 geboren wurde, war die drei Jahre zuvor geschlossene Ehe seiner Eltern bereits ein Scherbenhaufen. Charles hatte das Verhältnis mit seiner alten Liebe Camilla Parker Bowles wiederaufgenommen. Diana wusste davon und war ein Jahr nach der Geburt ihres zweiten Sohnes Henry, den jeder Harry nannte, nach zahlreichen Aussagen ihrerseits mit ihrem neuen Leibwächter Barry Mannakee liiert, der sie auf



all ihren Reisen begleitete. Als Mannakee nach zwölf Monaten auf Wunsch von Prinz Charles versetzt wurde, wandte sich Diana ihrem Reitlehrer Captain James Hewitt zu, der auch ihre Söhne unterrichtete. Das Verhältnis dauerte vier Jahre. Wenige Monate nach Ende der Affäre trennten sich Charles und Diana offiziell.

Als ihre Ehe 1996 geschieden wurde, war Harry zwölf Jahre alt. Es kann keine sehr frohe Kindheit gewesen sein. Die Gerüchte, der junge Prinz mit den kupferfarbenen Locken sei in Wahrheit der Sohn des ebenfalls rothaarigen James Hewitt, waren nicht aus der Welt zu schaffen. Dass auch Dianas Bruder Charles Spencer rote Haare hat und James Hewitt sagte, sein Verhältnis mit Diana habe erst nach Harrys Geburt begonnen, setzte dem Klatsch ebenso wenig ein Ende wie ein Vaterschaftstest, der angeblich eindeutig ergab, dass Harry kein Kuckuckskind ist. Ein Jahr nach der Scheidung starb Diana in Paris nach einem Autounfall. Der betrunkene Fahrer der Limousine war beim Versuch, die Meute der Paparazzi hinter seinem Wagen abzuhängen, in einen Betonpfeiler gekracht.

### Charles, ein richtig guter Vater

Das aufgelöste Gesicht des schmalen Dreizehnjährigen bei Dianas Beisetzung liess niemanden ungerührt. Wie würde der junge Prinz aus der kaputten Familie auf den Tod der Mutter reagieren? Er tat, was niemanden erstaunte: Er begann zu trinken und wurde auffällig. Zum fünfzigsten Geburtstag seines Vaters, wenige Monate nach Dianas Tod, wankte er angeblich nackt und besoffen durch die Geburtstagsparty. Es war nur der Anfang. Er fiel in Klubs durch Pöbeleien auf, warf mit Flaschen um sich, versuchte Drogen und schmuste mit Frauen herum. Die Presse nannte ihn spöttisch «Dirty Harry». Psychologen überschlugen sich in den Medien vor Verständnis für den verstörten Heranwachsenden. Als sei solches Verhalten nicht ziemlich verbreitet unter pubertierenden männlichen Teenagern, auch wenn sie weder Prinzen sind noch viel zu früh Halbweisen werden.

Prince Charles, der sich in der Ehe mit Diana nicht als Mann erwies, mit dem man gerne

### Was Harrys Freiheit bedeutet, kann sich ein gemeiner Bürger schwer ausmalen.

verheiratet sein möchte, war und ist offenbar ein richtig guter Vater. So zerstritten er mit Diana gewesen war, so bemüht erwies er sich nach ihrem Tod, ihren Söhnen das Bild der liebevollen Mutter zu bewahren, die sie gewesen war. Soweit bekannt, lieben und bewundern beide Söhne ihren Vater. Der steife Thronfolger mit dem Siegelring am kleinen Finger muss ungeahnte Fähigkeiten zu



Ohne Standesdünkel: Diana, Harry (v.), William.

Wärme und Mitgefühl haben, wenn es um seine Söhne geht.

Über Prinz William gab es nach dem Tod seiner Mutter keine Skandale wegen ungebührlichen Auftretens. Er blieb der nette Kronprinz mit dem fast schon beunruhigend gemessenen Auftreten. Dianas energischer Versuch, ihre Söhne frei von lebensfernem protokollarischem Druck zu erziehen, schien nur bei dem Jüngeren erfolgreich gewesen zu sein. Dazu ist allerdings zu sagen, dass Harry schon sehr früh wusste, dass er vermutlich nie König wird. Was diese Freiheit bedeutet, kann sich ein gemeiner Bürger schwer ausmalen.

Tatsache ist, Gene hin oder her, dass William ein standesbewusster, distanzierter und entsprechend mässig aufregender Erwachsener wurde. Und Harry ein junger Draufgänger, der sich wie seine Mutter dadurch auszeichnet, dass er keinerlei Standesdünkel hat. Bei Wohltätigkeitsanlässen redet er ohne Befangenheit mit Kriegsverletzten, Minenopfern, Aidskranken. Die Leute haben ein feines Gespür dafür, ob jemand pflichtgemäss Betroffenheit mimt oder ohne Scheu auf versehrte Menschen zugeht. Diana wusste, dass sie dieses seltene Talent hatte, und nutzte es gezielt, als sie sich in ihrem weltberühmten Interview wünschte, in ihrem Land Königin der Herzen zu werden. Harry von Wales oder Captain Harry, wie er sich seit seiner militärischen Ausbildung zum Helikopterpiloten meist vorstellt, hat dieselbe Gabe. Freundliche, aber distanzierte königliche Überheblichkeit ist nicht sein Ding. Er punktet mit entspannter Herzlichkeit und einem belustigten Lächeln, selbst den Paparazzi gegenüber, die er hasst. Der impulsive Mann scheint permanent guter Laune zu sein, wenn er sich nicht gerade im Suff mit jeman-

dem streitet, was er inzwischen nur noch selten tut.

Ende Januar dieses Jahres kehrte Prinz Harry nach einem zwanzigwöchigen Militäreinsatz in Afghanistan nach Grossbritannien zurück. Er habe, sagte er in einem BBC-Interview, bei seinen Helikoptereinsätzen «geschossen und getötet, wie viele andere auch. Wer versuchte, meine Kameraden zu treffen, wurde ausgeschaltet.» Ein vom Spiegel kontaktierter Taliban-Sprecher höhnte: «Kein anständiger Krieger mit ein bisschen Ehre im Leib würde so prahlen.» Die Nato ärgerte sich vor allem über seine respektlose Aussage, er sei wohl vor allem wegen seiner Geschicklichkeit bei Computerspielen ein bewährter Schütze. «Auch wenn es ein Spass war, degradiert es die Leistung der Soldaten im Einsatz. Ausserdem ist es respektlos den Afghanen gegenüber.»

### Unterstützung für schwulen Soldaten

Glücklicherweise erschien wenige Monate später das Buch des ehemaligen britischen Soldaten James Wharton, das Captain Harry in deutlich besserem Licht zeigt. Dem homosexuellen Wharton war bei einem Training 2008 von Kameraden unmissverständlich angedroht worden, man werde ihn zusammenschlagen. Als er seinem Vorgesetzten Prinz Harry davon berichtete, schreibt Wharton, habe dieser den Soldaten nicht nur schwere Disziplinarstrafen in Aussicht gestellt, falls sie Wharton weiterhin belästigten. Captain Harry habe auch unverzüglich seinen Vorgesetzten über die Lage informiert und Wharton beruhigt, die Lage sei geklärt. Der Prinz äusserte sich zu dem Vorfall mit keinem Wort. Wie es sich für einen Adligen des 21. Jahrhunderts gehört. ○



CRESTA  
PALACE

*Bergfrühling*  
AUFBLÜHEN IM  
ENGADINER BLUMENMEER

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.  
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.  
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.- pro Person  
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen  
Sommersaison 21. Juni–13. Okt. 2013

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz  
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch  
Elisabeth und Hanspeter Herren



das Bergjuwel

# Wer rüstet die Rebellen auf?

Präsident Assad hofft, die wichtige Metropole Aleppo einzunehmen, noch bevor die USA die Rebellen mit Waffen beliefern können. Doch in Nordsyrien sind bereits Panzerabwehr-Lenk Waffen eingetroffen. Wer sie geliefert hat, ist noch unklar. *Von Kurt Pelda*



**Grösster strategischer Wert:** Kleinstadt Asas

Es ist eine Mischung aus Rebellen, Sanitätern und Jugendlichen, die auf einem Teerplatz im Städtchen Asas Fussball spielen. Gerade als sich zwei junge Männer wegen eines Fouls in die Haare geraten, beginnt die Flugabwehr zu ballern. Die Granaten explodieren mit gelben Blitzen im dunkelblauen Abendhimmel. Das Flugzeug, eine zum Kampfjet umgerüstete Trainingsmaschine aus Tschechien, dreht Kreise weit ausserhalb der Reichweite der Geschütze. Das Fussballspiel geht weiter, doch zwischendurch werfen die Männer immer wieder einen Kontrollblick in die Höhe. Nach ein paar Runden wirft der Pilot seine Bombenlast ausserhalb der Stadt beim Helikopterflugplatz von Minnakh ab. Das Grollen der Explosionen ist kilometerweit zu hören.

Asas ist keine Kleinstadt wie viele andere in Syrien, sondern besitzt grössten strategischen Wert für die Rebellion – und damit auch für

das Regime von Präsident Assad. Nach der Ankündigung der USA, gemässigte Rebelleinheiten mit Waffen zu versorgen, bietet sich der nahe gelegene Grenzübergang als eines der Einfallstore für Nachschublieferungen an. Die auch amerikanischen Piloten bestens vertraute Luftwaffenbasis von Incirlik bei der türkischen Stadt Adana ist in Luftlinie nur etwa 150 Kilometer von Asas entfernt. Und Aleppo, die seit fast einem Jahr umkämpfte ehemalige Wirtschaftsmetropole, ist wiederum von Asas aus in etwa einer Autostunde erreichbar. Dass man die knapp fünfzig Kilometer in Luftlinie nicht schneller schafft, hängt unter anderem mit der Helikopterbasis von Minnakh zusammen. Dort halten sich auch nach fünfmonatiger Belagerung immer noch ein paar hundert Regierungssoldaten mit einer Handvoll Panzern verschanzt und blockieren die Autobahn nach Aleppo.

Die mit Fanfaren angekündigte Armeeoffensive im Raum Aleppo zielt auch darauf ab, den Belagerungsring um den Helikopterflugplatz zu sprengen und den Grenzübergang zurückzuerobern. Die Operation «Nordsturm», wie sie vom Regime genannt wird, hätte damit die Rebellion in und um Aleppo vom amerikanischen Nachschub aus der Türkei abgeschnitten. Es war hier, am sogenannten Tor des Friedens, wo sich kürzlich der republikanische Senator John McCain, ein vehementer Befürworter solcher Waffenlieferungen, mit Vertretern der Freien Syrischen Armee (FSA) getroffen hat.

## Lässt Obama den Worten Taten folgen?

Doch bisher ist der «Nordsturm» allerhöchstens zu einem lauwarmen Sommerlüftchen aufgelaufen. Er hat den bei Minnakh verschanzten Soldaten keine Linderung gebracht. Im Gegenteil, es sieht so aus, als ob die Rebellen den Ring um die Basis immer enger zögen, obwohl ihnen schwere Waffen und Munition fehlen. Den Mangel versuchen sie auszugleichen, indem sie Mörser und dazu passende Granaten in kleinen mechanischen Werkstätten selbst herstellen.

Im Belagerungsring rund um die Basis glauben die wenigsten, dass Obamas Worten wirklich Taten folgen werden. «Amerikas Präsident ist ein grosser Lügner», sagt der lokale Journalist Mohammad al-Khalil al-Nadschar. «Es hat schon zu viele Versprechungen gegeben, doch echte Hilfe ist nie eingetroffen. Ich glaube es erst, wenn wir die Waffen aus Amerika in den Händen halten.» Ganz so einfach ist es allerdings nicht. Ohne Waffenlieferungen aus dem Ausland gäbe es die bewaffnete Revolution schon längst nicht mehr, auch wenn der Nachschub nur tröpfchenweise erfolgte. Agenten des amerikanischen Geheimdienstes CIA wachten in der Türkei eifersüchtig darüber, dass möglichst keine modernen oder schweren Waffen über die Grenze nach Syrien gelangten.

Beim Waffennachschub spielten die CIA und andere Geheimdienste auch schon bisher eine aktive Rolle, selbst wenn das gelieferte Kriegsmaterial am Schluss nicht von den USA bezahlt wurde, sondern vor allem von Saudi-Arabien und Katar. So wurden zum Beispiel in Osteuropa alte Infanteriewaffen eingekauft und über die Türkei und Jordanien nach Syrien geschmuggelt. Weil es sich dabei meist um Kopien russischer Waffen handelte, wie sie



auch Assads Armee verwendet, fiel das in Syrien nicht weiter auf.

Es gibt allerdings ganz wenige Ausnahmen, die nicht erbeutet sein konnten, weil sie sich nie in den Beständen der syrischen Armee befanden: So tauchten Schweizer Handgranaten der Typen HG 85 und OHG 92 bei der FSA auf, das österreichische Sturmgewehr AUG und eine Reihe von Panzerabwehrwaffen und Granatwerfern aus Kroatien. Letztere wurden angeblich mit Hilfe der CIA und der Finanzen Saudi-Arabiens beschafft. Die Schweizer Handgranaten gelangten über die Vereinigten Arabischen Emirate ins Land. Die meisten von ihnen sind inzwischen aber aufgebraucht, sie sind heute nur noch selten zu sehen, obwohl die Rebellen ihre Wirkung und Zuverlässigkeit sehr zu schätzen wussten.

### Kampflustiger Löwe

Vor diesem Hintergrund ist also nicht anzunehmen, dass in nächster Zeit grössere Mengen an amerikanischen oder anderen westlichen Waffen in Syrien auftauchen werden. Die Wege jedoch, auf denen vom Westen beschaffte russische Waffen oder Kopien davon ins Land gelangen, werden die gleichen sein wie schon heute. Neben der Türkei bietet sich da vor allem Jordanien als Brückenkopf für die Amerikaner an. Jordanien ist ein zuverlässiger Verbündeter der USA und bildet laut Geheimdienstquellen schon seit Ende 2011 Rebellen der FSA in Trainingslagern aus – mit heimlicher amerikanischer Unterstützung. Derzeit geht dort das jährlich stattfindende Manöver «Eager Lion» zu Ende, an dem neben jordanischen und amerikanischen Soldaten noch Vertreter siebzehn weiterer Länder teilnehmen. Das Pentagon hat bereits angekündigt, dass es die dabei eingesetzten F-16-Kampfflugzeuge und eine Reihe von Patriot-Flugabwehrwaffen bis auf weiteres im haschemitischen Königreich belassen werde – angeblich auf Wunsch Ammans.

Diese Streitkräfte könnten – falls die derzeitigen Diskussionen in Washington in eine entsprechende Entscheidung münden – bei der Durchsetzung einer Flugverbotszone im Süden von Syrien und damit auch im Grossraum von Damaskus mithelfen. Pikantes Detail: «Eager Lion» heisst «kampflustiger Löwe», und Assad ist das arabische Wort für Löwe. In der Türkei hat die Nato bereits Patriot-Raketen stationiert, allerdings so weit von der syrischen Grenze entfernt, dass sie ohne vorherige Verschiebung nicht zur Durchsetzung einer Flugverbotszone eingesetzt werden können.

Jordanien könnte sich für den weiteren Verlauf des syrischen Bürgerkriegs als ähnlich wichtig erweisen wie Tunesien im Sommer 2011 beim Kampf gegen Oberst Gaddafi: Von der Grenze bis zur Hauptstadt Damaskus sind es keine hundert Kilometer. Als Aufmarsch-

gebiet und Nachschubbasis für von der CIA beschaffte Waffen aus Osteuropa und Asien hat das kleine Königreich eine grosse Bedeutung. Unbemerkt von der Weltöffentlichkeit, haben die Rebellen in den letzten Wochen grosse Teile der Grenzstadt Daraa erobert. Ausserdem operieren sie schon seit längerem auch am Fuss der israelisch besetzten Golanhöhen. Jordanien verfolgt dabei eine andere Politik als die Türkei. Während der Muslimbruder Erdogan beide Augen zudrückt, wenn es um den Transit von Dschihadisten aus aller Welt nach Syrien geht, hält der jordanische Geheimdienst solche Extremisten konsequent fern. Erst Ende Mai wurden sechs Islamisten zu je zweieinhalb Jahren Zwangsarbeit verurteilt, weil sie versucht hatten, nach Syrien zu gehen. Aus diesem Grund ziehen es viele jordanische Dschihadisten vor, über die Türkei nach Syrien zu reisen.

### Gemässigte Rebellen und die Al-Qaida

Den Amerikanern kommt ausserdem gelegen, dass im Grenzgebiet zu Jordanien besonders viele als gemässigt geltende Rebelleneinheiten operieren – ganz anders also als im Norden an der Grenze zur Türkei, wo der Einfluss von Al-Qaida-Anhängern immer grösser wird. Das hängt auch mit der unterschiedlichen ethni-

schon Zusammensetzung im Süden zusammen: «Bei uns im Süden kämpft ein Gemisch aus Sunniten, Christen und anderen Religionsgruppen gegen Assad», erklärt der ehemalige Armeeoberst Marwan Hamad im jordanisch-syrischen Grenzgebiet. Hamad weiss, wovon er spricht, denn er ist selber Druse, also Angehöriger einer religiösen Minderheit, die unter anderem an die Reinkarnation glaubt. Islamisches Eifern ist ihm völlig fremd. Während wir uns unterhalten, serviert uns seine unver-schleierte Frau Kaffee, eine Szene, die in den ländlichen Gebieten Nordsyriens ziemlich undenkbar wäre.

### Ohne Waffenlieferungen aus dem Ausland gäbe es die bewaffnete Revolution längst nicht mehr.

Die syrischen Drusen leben vor allem in der südlichen Provinz Suweida und auf den Golanhöhen. Oberst Hamad ist Chef des sogenannten Militärrats der FSA von Suweida. Das System der Militärräte auf der Ebene von Städten und Provinzen gipfelt im obersten Militärrat der FSA unter dem Kommando von Brigadegeneral Salim Idris. Gruppen, die al-Qaida nahestehen, kooperieren nicht mit



Mit Hilfe der CIA? Rebell mit österreichischem Sturmgewehr AUG in Asas.

den Militärräten, andere Islamisten zum Teil aber schon. Der säkulare Salim Idris ist inzwischen zum wichtigsten Ansprechpartner der Amerikaner innerhalb der Rebellion geworden, auch wenn sein Einfluss in Syrien selbst beschränkt ist. Sollten die USA ihre Waffenversprechen allerdings wahr machen, könnten Idris und seine Militärräte auf Zulauf hoffen. Bisher war es nämlich so, dass sich die Rebellen ihre Einheiten weniger nach ideologischen Gesichtspunkten als anhand der Frage aussuchten, wer über welche und wie viele Waffen verfügt. Das hat massgeblich dazu beigetragen, dass die Islamisten so stark wurden, denn sie besitzen am meisten Geld und Kriegsmaterial. Die Bewaffnung der Rebellen durch Amerika könnte – falls klug durchgeführt – das Pendel zugunsten der säkularen und gemässigten Gruppen ausschlagen lassen.

#### Flugabwehrraketen für al-Qaida?

Das sehen auch viele säkulare Rebellen so. «Mein Bataillon scheint den Amerikanern genügend antiislamistisch zu sein. Wir erwarten deshalb schon bald Waffen», schreibt ein junger Kämpfer, der seinen Namen nicht in der Zeitung sehen will, in einer E-Mail aus dem südlichen Daraa. «Unser Kommandant wird demnächst nach Jordanien fahren, um die Modalitäten mit den Amerikanern zu besprechen. Und ich glaube wirklich, dass sich der Einfluss

der Islamisten leicht zurückdrängen lässt, wenn die FSA endlich bewaffnet wird.»

Einen Haken hat das Ganze jedoch: Es wird sich nie ausschliessen lassen, dass Waffen, die an säkulare Gruppen geliefert wurden, am Schluss doch bei radikalen Islamisten enden. Das war so mit den Panzerabwehrkanonen aus Kroatien, die schon nach kurzer Zeit auch bei der Nusra-Front, der syrischen Al-Qaida-Filiale, gesichtet wurden. Besonders dramatisch wäre es, wenn zum Beispiel eine von den USA, Frankreich oder Grossbritannien beschaffte

---

#### «Wir brauchen viel dringender wirksame Panzerabwehrwaffen.»

---

und nach Syrien gelieferte Flugabwehrrakete am Schluss von Terroristen im Ausland zum Abschuss einer Verkehrsmaschine benützt würde. Allerdings besteht diese Gefahr auch ohne westliche Hilfslieferungen: Die Rebellen haben von Assads Truppen eine grosse Zahl schultergestützter Lenkwaffen des russischen Typs SA-16 Iгла erbeutet. Erst vor wenigen Tagen schossen sie damit einen Versorgungshelikopter ab – nur wenige Kilometer südlich des Flugplatzes von Minnakh. Ausserdem tauchen bei den Rebellen immer wieder hochmoderne Flugabwehrraketen des chinesischen

Typs FN-6 auf, die höchstwahrscheinlich Teil ausländischer Waffenlieferungen waren. Muslimische Staaten, die diesen Typ verwenden, sind Malaysia, Pakistan und Sudan. Al-Qaida hat somit schon heute Gelegenheit, sich in Syrien solche gefährlichen Raketen zu besorgen.

Die oberste Priorität für die FSA sind allerdings nicht Flugabwehrwaffen, weil Assads Luftwaffe in den letzten Monaten viel von ihrer Bedrohlichkeit eingebüsst hat. «Wir brauchen viel dringender wirksame Panzerabwehrwaffen», sagte praktisch jeder Rebellenkommandant, den die *Weltwoche* in den letzten zwei Wochen befragt hat. Besonders in Aleppo ist dieser Wunsch unüberhörbar – wegen Assads «Nordsturm»-Offensive. Es scheint allerdings, als ob ihn jemand im Ausland erhört hat: Aleppos Einheitsbrigade und der lokale Militärrat haben in den letzten Tagen über die Türkei rund 120 Panzerabwehr-Lenk- waffen des russischen Typs «Konkurs» erhalten, wie Aktivisten berichten. Die ausländischen Unterstützer der Revolution machen sich also einen Spass daraus, Assads Panzer, die aus Sowjetbeständen stammen, reihenweise mit Raketen aus Russland abschiessen zu lassen. Und so haben die Rebellen in den letzten Tagen rund ein Dutzend Panzer mit diesen Raketen vernichtet, zwei davon in Minnakh. Vielleicht haben die amerikanischen Lieferungen im Geheimen schon begonnen. ○



FM 93.6  
**RADIO** DIE WELTWOCH

# ROGER G E G E N ROGER



**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM HOTEL SCHWANEN IN RAPPERSWIL  
1. JULI 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).





# DIE BESTEN DJ'S EXKLUSIV AUF



**DAVID GUETTA**  
JEDEN SAMSTAG 23 UHR



**BOB SINCLAR**  
JEDEN SAMSTAG 22 UHR



**PETE TONG**  
JEDEN SAMSTAG 24 UHR

# JETZT ÜBERALL

AUCH AUF **105 DAB+** (DIGITALRADIO), **105.CH**

# «Ein Medienkrieg»

Unter dem neuen Präsidenten Hassan Rohani könnte im Iran eine neue Ära anbrechen, glaubt Alireza Salari, Botschafter des Iran in der Schweiz. Von Urs Gehrig und Fabian Unternährer (Bild)



«Er kennt die Welt sehr genau»: neuer iranischer Präsident Rohani (M.)

Der überraschend gewählte iranische Präsident Hassan Rohani gilt als sanftzün- gige, moderate Persönlichkeit. Nach acht Jahren Achmadinedschad macht man sich im Westen Hoffnungen auf eine Verbesserung der Beziehungen. – Herr Botschafter, sind die Hoffnungen berechtigt?

Ich denke, sie sind insofern berechtigt, als der neue Präsident ein Topdiplomate ist. Er kennt die Welt sehr genau. In den letzten 35 Jahren war er an der iranischen Innen- und Aussenpolitik beteiligt. Er war Sekretär des Obersten Nationalen Sicherheitsrates. Und er war von 2003 bis 2005 Chefunterhändler für das Atomdossier.

Im Iran ist es der Revolutionsführer, Ajatollah Chamenei, der die politischen Direktiven festlegt. Dennoch kann der Präsident durch seine Amtsführung den politischen Stil prägen. Erwarten Sie unter Rohani auch eine Neuausrichtung in der iranischen Aussenpolitik?

Die diplomatischen Manieren Präsident Rohanis werden wohl ein Wesensmerkmal für die neue Ära im Iran sein. Ich hoffe, sie werden für die westlichen Mächte etwas Greifbares bieten. Doch die Hauptgründe, welche zum Problem mit dem Iran geführt haben, waren ungerechtfertigte Absichten und grundlose Verdächtigungen [in Bezug

auf das Atomprogramm, Anm. d. Red.] seitens der Westmächte. Wenn diese Verdächtigungen fallengelassen werden, ist der Weg frei für eine Annäherung und ein Abkommen.

Beobachter sind sich einig, dass Rohani niemals die zum Sieg nötigen Stimmen in den verschiedenen Gesellschaftsklassen gewonnen hätte, wenn er nicht von den zwei populären Reformern und früheren Präsidenten Rafsandschani und Chatami unterstützt worden wäre. Sehen Sie das auch so?

Ein Teil seines Erfolgs geht auf diese Unterstützung zurück. Einen anderen Teil verdankt Präsident Rohani seinem eigenen Hintergrund. Erstens als Geistlicher. Zweitens als Repräsentant des geistigen Führers im Obersten Nationalen Sicherheitsrat.

Präsidentenwahlen im Iran folgen einer einzigartigen Prozedur. In einer Vorselektion wählt der Wächterrat aus Hunderten von Bewerbern jene Kandidaten aus, die zur Volkswahl zugelassen werden. In dem Rat sitzen zwölf männliche Geistliche und Juristen, welche alle loyal dem Revolutionsführer unterstehen. Können Sie einem Schweizer Direktdemokraten den Grund für diese besondere Vorselektion erklären?

Ja. Der Wächterrat ist durch die Verfassung geschaffen worden und amtiert gemäss der

Verfassung, welche durch ein Referendum am 3. Dezember 1979 von 99,5 Prozent der iranischen Nation bei einer Wahlbeteiligung von 72 Prozent angenommen worden war. Die Verfassung wurde am 28. Juli 1989 mit 97,6 Prozent Ja-Stimmen ergänzt. Wie Sie den Zahlen entnehmen können, war dies eine erstaunlich demokratische Wahl. Ich glaube, vor diesem plebiszitären Hintergrund werden die geschätzten Schweizer Bürger mit ihrer direktdemokratischen Tradition verstehen, dass es unmöglich ist, Tausende Bewerber zur Wahl zuzulassen, ohne dass sie von einer konstitutionellen Instanz überprüft worden sind.

Prominente Stimmen im Iran hinterfragen diesen Selektionsprozess. Rafsandschani, ein Gründungsmitglied der Islamischen Republik, wurde von der Wahl ausgeschlossen, angeblich, weil er zu alt sei. Er sagte in Richtung Wächterrat: «Ich glaube nicht, dass das Land schlechter geführt werden könnte.»

In einer Demokratie können wir alles kritisieren. Nichts von Menschen Geschaffenes ist frei von Mängeln. Doch solange das Gesetz nicht mit demokratischen Mitteln verändert wird, sollte es hundertprozentig eingehalten werden. Ansonsten verhält man sich unzivilisiert. Alle Repräsentanten, Autoritäten und Organisationen im ganzen System werden direkt oder indirekt vom Volk bestimmt. Das jüngste Beispiel ist die Wahl von Präsident Rohani. Niemand hinterfragt sie. Wir hatten 72 Prozent Wahlbeteiligung, was im internationalen Vergleich sehr hoch ist. Warum sollte ein System, das solche Resultate hervorbringt, fundamental kritisiert werden?

Die Frage sei erlaubt: Wählten die Leute das geringere Übel, indem sie sich von den Kandidaten, die zugelassen wurden, für den moderatesten entschieden? Anders formuliert: Wäre Rohani auch gewählt worden, wenn die Iraner aus einem breiten Kandidatenfeld hätten auswählen können?

Es ist unmöglich. In jeder Demokratie sollte man die Kandidaten entsprechend der Verfassung auf ihre Tauglichkeit hin überprüfen. Ich erinnere mich an Wahlen, wo es über tausend Bewerber gab. Wie wäre es da möglich, eine Wahl zu treffen? Ich schätze es nicht, dass unser Interview auf dieses triviale Thema fokussiert.

So trivial ist es nicht. Mohammed Gharazi, der ehemalige Ölminister, ist einer der acht Kandidaten, die die Selektion des Wächterrates überstanden haben. Als er von Reportern gefragt wurde, ob er die Wahlen als frei und fair betrachte, sagte er: «Ich sehe die Wahlen nicht als Machtinstrument. Ich sehe sie als soziales Instrument.» Er fügte an, dass die Wahlen nicht wirklich dazu da seien, über Politik zu entscheiden. Sie dienen einfach dazu, dass Millionen von Iranern zur Urne gehen und mit ihrer Beteiligung



**ihre Unterstützung für das System und gegen die Aussenseiter demonstrieren.**

Dies sind persönliche Ansichten eines Kandidaten. Wenn er oder andere dieser Ansicht sind, sollten sie versuchen, die Verfassung zu ändern. Der Weg dazu ist offen. Für ein Verfassungsreferendum oder eine Verfassungsänderung müssen zwei Drittel des Parlaments zustimmen. Wenn Kritiker nicht die dafür nötigen Mehrheiten finden, ist ihre Kritik wertlos.

**Nach den letzten Präsidentschaftswahlen 2009 protestierten Hunderttausende. Die Sicherheitskräfte schlugen die Proteste gewaltsam nieder. Wo sehen Sie die Gründe für die damaligen Unruhen, welche den Iran erschütterten wie nie seit der Revolution?**

Das Problem begann, als ein Kandidat bloss eine Stunde nach Schliessung der Wahllokale seinen Sieg verkündete. Falls das offizielle Resultat nicht seiner Prognose entspreche, sei die ganze Prozedur ein Betrug.

**War der «Kandidat» Mir Hossein Mussawi, der Anführer der «grünen Bewegung»?**

Ich sollte keine Namen nennen. Ich bin kein Politiker, sondern Diplomat, und als solcher habe ich keine Position zu beziehen. Dieser Kandidat drängte seine Anhänger, auf der Strasse gegen den angeblichen Betrug zu demonstrieren. Dies, obwohl er elf Millionen Stimmen weniger als sein Herausforderer [Achmadinedschad, Anm. d. Red.] erhalten hatte. Es wäre unmöglich gewesen, so viele Stimmen zu fälschen. Dasselbe Verfahren hat seine Leistungsfähigkeit in mehr als dreissig Wahlen und Referenden unter Beweis gestellt, inklusive der Wahl letzte Woche. Es war das erste Mal, dass solch unrealistische Vorwürfe vorgebracht wurden.

**Im Unterschied zu früheren Wahlen wurde der Weltwoche – zusammen mit Hunderten anderen Journalisten aus aller Welt – diesmal keine Erlaubnis für die Wahlberichterstattung erteilt. Wie erklären Sie diesen Ausschluss?**

Die Nachfrage nach Visa überstieg die Kapazität der iranischen Autoritäten. Trotz unseren positiven Empfehlungen seitens der Botschaft wurden nur die Vertreter der grössten Medien zugelassen. In Teheran wurden Sicherheitsgründe für die limitierte Zulassung geltend gemacht. Vor vier Jahren hatten wir ein grosses Problem. Dieses war von einigen Journalisten verursacht worden. Sie hatten versucht, eine Art Tiananmen wie in China zu inszenieren. Die Autoritäten spürten, dass Versuche für einen Regimewechsel angestrebt wurden. Deshalb sind sie in Teheran sehr skeptisch. Stück für Stück versuchen wir darzulegen, dass die meisten Journalisten objektiv berichten, doch es ist sehr schwie-

rig. Wir werden sehr stark angegriffen. Gegen den Iran ist ein Medienkrieg im Gang.

**Ein Medienkrieg?**

Seitens westlicher Medien, unglücklicherweise. Alles über den Iran wird in negativer Weise dargestellt. Unsere Regierung wird als «iranisches Regime» bezeichnet. Für keine westliche Regierung wird dieser



«Einseitige Sanktionen»: Diplomat Salari.

Ausdruck verwendet. Wenn man die demokratischsten Mittel unseres Landes dauernd kritisch hinterfragt, dient das nicht dem Aufbau von gutem Vertrauen.

**Sie haben Ihre Karriere nach der Revolution 1979 als Generaldirektor des iranischen Radios und Fernsehens begonnen. Als Medienmann stimmen Sie sicher mit mir überein, dass kritische Berichterstattung die Pflicht eines Journalisten ist.**

Die Proportionen der Kritik sind nicht ausgeglichen. Der Iran wird viel mehr angegriffen als andere Länder. Die iranischen Behörden spüren die Einseitigkeit seit 35 Jahren. Es begann mit dem Krieg gegen den Irak von 1980 bis 1988. Neunzig Prozent der Massenmedien unterstützten Saddam Hussein. Mein Volk hat sehr bittere Erinnerungen an die westliche Berichterstattung.

**In Ihrer direkten Nachbarschaft herrschen seit Jahrzehnten grosse Umwälzungen: Im Irak, in Afghanistan, Pakistan; nun steht Syrien in Flammen. Wie ist Syrien zum Schlachtfeld geworden?**

Genau gleich, wie der Iran vor dreissig Jahren zum Schlachtfeld geworden ist. Durch schmutzige Politik von einigen Mächten. Sie sehen das gegenseitige Ausbluten der Syrer – welche eine Säule des Widerstandes gegen diese Mächte darstellen – und der

Wanderterroristen als gute Möglichkeit, beide Seiten zu schwächen. Der Iran andererseits möchte, dass dieses Blutvergiessen sofort gestoppt wird und dass die Syrer die Möglichkeit erhalten, selbst über das Schicksal ihres Landes zu entscheiden.

**Vor wenigen Tagen hat die US-Regierung beschlossen, den syrischen Rebellen «militärische Unterstützung» zu gewähren. Wie wird dies die Lage auf dem Schlachtfeld verändern?**

Der Entscheid bedeutet, dass die Terroristen unterstützt werden. Neunzig Prozent der Rebellen in Syrien gehören zu al-Qaida. Zu diesem Schluss kommen Schätzungen unserer Regierung und unsere Botschaft in Syrien. Die Amerikaner greifen in die inneren Angelegenheiten eines Landes ein und gegen eine legitime Regierung. Es ist ein sehr schmutziger Abnutzungskrieg auf Kosten der Zivilisten.

**Auch der Iran beteiligt sich mit Truppen und Waffen am Krieg.**

Auf Geheiss von Damaskus. Die syrische Regierung ist die einzige Instanz, die dazu legitimiert ist, eine Partei einzuladen. Viele andere Regierungen in der Region haben ausländische Truppen auf ihr Territorium eingeladen. Warum kritisieren Sie diese nicht?

**Das Schweizer Aussendepartement spielte einst eine aktive Rolle bei der Suche nach einer Lösung des Nuklearkonflikts. Warum sind diese Aktivitäten verebbt?**

Bis zum 19. Januar 2011 war die Schweiz ein neutraler, freundschaftlicher Partner des Iran, der eine faire Rolle als Mediator zwischen dem Iran und den USA gespielt hatte. Doch die Übernahme von einseitigen Sanktionen gegen den Iran war ein herber Rückschlag für diese Tradition der Neutralität. Und die Blockade des Finanztransfers von Schweizer Banken verstärkte diesen Negativtrend. Die häufigen Besuche von Staatssekretär Ambühl hatten zu den Genfer Verhandlungen über das Nukleardossier geführt. Und wichtiger noch: Sie führten zum erfolgreichen Besuch von Frau Calmy-Rey in Teheran und zum Abschluss des Gasabkommens. Dies war ein strategischer und lebenswichtiger Schritt, welcher die geostrategische Position der Schweiz als wichtige Energiedrehscheibe in Europa stärkte. Leider wurden beide Pläne durch den Druck der USA auf die Schweiz, die Sanktionen gegen den Iran zu übernehmen, gestoppt. Wenn ein neutrales Land an unilateralen, illegitimen Sanktionen teilnimmt, ist dies kein friedlicher Akt. Es passt nicht zum wunderschönen Bild, das wir von der Schweiz haben.

Alireza Salari Sharifabad, 57, vertritt seit 2010 als Botschafter die Interessen der Islamischen Republik Iran in Bern. Der promovierte Ingenieur ist ein erfahrener Diplomat. Er war in Brüssel und den Vereinigten Arabischen Emiraten stationiert. Vor seinem Amtsantritt in Bern war er zuständig für die Beziehungen zu den USA.



«Hätten Sie da nicht auch Angst?»: New Yorker Teenager Tyquran, Grossmutter Denise, die drei Kinder bei Schiessereien verloren hat.

## In der Todeszone

Im ländlichen Amerika, wo Schusswaffen am meisten getragen werden, ist die Mordziffer deutlich niedriger als in urbanen Vierteln. Sie ist dort am höchsten, wo sich Gangs bekämpfen und Schwarze oder Hispanics leben. In einer nationalen Umfrage spricht sich der Grossteil der Polizisten für weniger Waffengesetze und für mehr Waffen aus. Eine Reportage aus den gefährlichsten Revieren. *Von Christopher Dickey*

Der siebzehnjährige Tyquran Horton war noch nicht geboren, als 1990 einer seiner Onkel starb – erschossen von jemand, der scharf auf seinen Mantel war. 2010 starb ein weiterer Onkel: Er geriet an einer Strassenecke in einen Streit, jemand zog eine Waffe und schoss dreimal.

Dann, eines Nachmittags im Oktober 2011, holte Tyqurans Mutter Zurana zwei ihrer jüngeren Kinder in Brownsville, Brooklyn, von der Schule ab. Auf einem Dach begann jemand wild herumzuschliessen (es gibt immer einen «jemand»). Irgendwo in ihrer Nähe waren Bandenmitglieder unterwegs. Der Typ auf dem Dach, Mitglied einer rivalisierenden Gang, hörte nicht auf zu schiessen. Und dann traf er Zurana Horton, die ihre Kinder an eine Hauswand drückte und sich schützend vor sie stellte. Wenig später erlag sie ihren Verletzungen, auf dem Gehsteig breitete sich eine Blutlache aus wie

das Bild eines Rorschachtests urbaner Gewalt. Für Tyquran sind Waffen also nichts Fremdes. Aber er weiss auch, dass die Polizei nach Waffen sucht, denn er ist ein schwarzer Jugendlicher in einem Quartier mit hoher Kriminalität und wurde schon angehalten und durchsucht, was er sich nur mit seinem Aussehen und der Tageszeit erklären kann. Wir sitzen in der Wohnung, die er sich mit der Grossmutter und seinen fünf jüngeren Brüdern und Schwestern teilt. Er erzählt, dass er aufs College gehen will. Er kleidet sich besonders sorgfältig, wenn er auf die Strasse geht, und postet Youtube-Clips, in denen er einen supercoolen Typen spielt. Er lernt eifrig, will es zu etwas bringen. Doch in dieser Gegend, umgeben von Waffen und Gangs und Polizisten, ist das nicht so einfach.

«Die Cops machen es uns echt schwer», sagt er. Wenn er um ein Uhr nachts von einer Party

nach Hause kommt, tauchen wie aus dem Nichts Zivilpolizisten auf, die auf der Suche nach Waffen sind. Sie fahren in unauffälligen schwarzen Autos, tragen Hoodies. «Man erkennt keine Gesichter. Hätten Sie da nicht auch Angst?» Und all die Geschichten, die er hört, etwa von den Polizisten, die einem jungen Mann dreimal in den Rücken geschossen und den Vorfall vertuscht haben, müssen beängstigend sein, selbst wenn man nicht weiss, ob sie wahr sind. Wie er sich seine Zukunft auch vorstellen mag, Tyquran lebt in einer harten Welt.

An der Wand hängt ein grosses gerahmtes Foto von Zurana Horton, quer darüber die handschriftlichen Worte: «In liebevoller Erinnerung an eine Tochter, Schwester, Mutter und Heldin». Tyquran wirft einen Blick darauf. «Warum gibt es in den USA überhaupt Waffen?», fragt er.





«Fast immer Revierkämpfe»: Lager beschlagnahmter Waffen in der New Yorker Bronx.

Der Sommer ist die gefährlichste Jahreszeit in amerikanischen Grosstädten. Die Temperaturen steigen und damit die Aggressivität. Viele Teenager, die sonst in der Schule wären, treiben sich auf der Strasse herum, machen Jagd aufeinander und schießen in der Gegend herum. Kollateralschäden wie die tödlichen Schüsse auf Tyqurans Mutter sind unvermeidlich. In Los Angeles County, mit schätzungsweise 450 Banden und 45 000 Mitgliedern, gehen fünfzig Prozent der Mordfälle auf das Konto von Banden.

### In jedem Haushalt eine Waffe

Junge Männer geraten immer wieder in Schiesereien, und die Überlebenden demonstrieren einen leisen Stolz, wenn sie in die Notaufnahme gerollt werden. Bei den Ärzten heissen sie «Vielflieger», wie ein britischer Korrespondent kürzlich berichtete. In Chicago ist die Bandenkriminalität endemisch: Allein am vorletzten Wochenende gab es zwölf Schiesereien und einen Toten. Und obwohl die Mordziffer in New York deutlich niedriger ist als anderswo, ist man in den gefährlichen Gegenden alles andere als sicher. Am ersten Juni-Wochenende wurden 26 Verletzte und 7 Tote gezählt.

In den letzten Monaten habe ich viele Gespräche mit der New Yorker Polizei (NYPD) geführt

und mich in Gegenden umgesehen, in denen Waffen zum Alltag gehören. Ich habe mit Kids wie Tyquran gesprochen und mit Deputy Chief Theresa Shortell, die die Abteilung für Bandenkriminalität leitet. Und immer wieder fiel mir auf, wie gross die Entfernung zwischen den umkämpften Grosstadtquartieren und den Waffenbesitzern im amerikanischen Kernland ist.

Der endlose Streit um die amerikanischen Waffengesetze wird immer dann besonders heftig geführt, wenn in einer Schule oder einem Einkaufszentrum gerade ein Massaker stattgefunden hat – also oft. Schärfere Gesetze werden regelmässig abgeschmettert. Und immer wieder gibt es durchgeknallte Aktionen wie die vergifteten Briefe, die im Mai an den New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg und Präsident Barack Obama geschickt wurden. «Wenn ihr mir meine Waffen wegnehmt, dann passt gut auf, was ich mit euch machen werde», verkündete der Absender.

Gemäss jüngsten Statistiken sind 82 Prozent der Waffenbesitzer weisse Amerikaner, die meist ausserhalb der grossen Städte leben, aber 72 Prozent all jener, die durch Waffengebrauch zu Tode kommen, sind Schwarze oder Hispanics, die in Grosstädten leben.

Tatsächlich sind die unvereinbaren Standpunkte hinsichtlich der 300 Millionen Waffen

in Amerika ebenso eine Frage von Geografie und Demografie wie von Politik und Ideologie. Wer in ländlichen Gegenden oder Ortschaften lebt (oder in kleineren Städten mit wenig Polizei), fühlt sich mit einer Waffe im Haus (oder im Handschuhfach oder im Gürtel) oft sicherer. Gewiss, Gewehre werden bei der Jagd, beim Tontaubenschiessen und auf dem Übungsstand verwendet. Wie eine neuere Pew-Studie zeigt, erklären aber sehr viel mehr Waffenbesitzer, dass sie Waffen vor allem zum Schutz ihrer Person anschaffen. Im ländlichen Amerika besitzen 59 Prozent aller Haushalte ein Gewehr, und der örtliche Polizist interessiert sich nicht gross dafür. In einer landesweiten Umfrage (von [Policeone.com](http://Policeone.com)) unter 15 000 Polizisten sprachen sich die meisten für weniger Waffengesetze und für mehr Waffen aus.

Im Laufe der Jahre habe ich einige kleine Städte besucht – Geuda Springs in Kansas und Kennesaw in Georgia –, die Vorschriften erlassen haben, nach denen jeder Haushalt eine Waffe besitzen muss. Die Lokalpolitiker wollten punkten, und sie machten auch landesweit Schlagzeilen, aber sie waren längst nicht so verrückt oder zynisch, wie das aus der Ferne vielleicht aussieht.

Die 200 Einwohner von Geuda Springs fühlten sich schutzlos, als die staatlichen Mittel für





«Die Dinger sind inzwischen so klein»: John Burke von der New Yorker Polizei.

die Polizei gestrichen wurden. Der Sheriff war meilenweit entfernt, Drogenhändler brachten das organisierte Verbrechen in die Region. Auf wen konnten sie sich verlassen, wenn nicht auf die Herren Smith und Wesson?

In Kennesaw wird gern darauf verwiesen, dass seit Erlass der Waffenpflicht im Jahr 1982 keine Morde verübt worden sind. Aber dort leben nur 30 000 Menschen, und in Atlanta, vierzig Kilometer weiter südöstlich, mit 450 000 Einwohnern, ist die Mordrate eine der höchsten in Amerika. Das liegt nicht daran, dass die Leute in Atlanta keine Waffen hätten; sie haben eine grosse Anzahl davon. Die Grossstädte im waffenfreundlichen Süden weisen mit die höchsten Mordziffern im ganzen Land auf.

#### New York mit den «strengsten Gesetzen»

Über den Stadt-Land-Gegensatz liegen nur wenige verlässliche Daten vor, nicht zuletzt deswegen, weil der Kongress in den 1990ern den Centers for Disease Control (CDC) vorwarf, Statistiken veröffentlicht zu haben, die die Waffenbesitzer in allzu schlechtes Licht rückten. Ein von dem republikanischen Abgeordneten Jay Dickey (nicht mit dem Autor verwandt) initiiertes Gesetz sah vor, dass Gelder der CDC «nicht für die Propagierung von Waffenkontrollgesetzen» verwendet werden dürfen. Und Statistiken über «Waffengewalt» sind oft wenig aussagekräftig. Auf dem Land, wo Waffen weithin erhältlich sind, ist die Mordziffer tatsächlich deutlich niedriger als in den Städten.

Anfang der 1990er, als in New York jährlich etwa zweitausend Morde verübt wurden, die Hälfte davon mit Gewehren, war es bekannt, dass die Mordrate unter Jugendlichen zwi-

schen 15 und 24 Jahren fünfmal höher war als in der gleichen Altersgruppe im ländlichen Amerika. Und mit diesem Problem sind die Städte noch immer konfrontiert.

«Wir können nicht darauf warten, bis Washington etwas unternimmt», erklärte New Yorks Bürgermeister Michael Bloomberg unlängst bei einer Begegnung mit Repräsentanten der schwarzen Community, als sich abzeichnete, dass die geplante Verschärfung des Waffengesetzes auch dieses Mal nicht durchkommen würde. Politiker und Pastoren und Angehörige von Opfern trafen sich mit Journalisten im 81. Bezirk von Brooklyn, wo die Zahl der Morde von neun (im letzten Jahr) auf bislang einen in diesem Jahr

---

«Wenn ihr mir meine Waffen wegnehmt, dann passt gut auf, was ich mit euch machen werde.»

---

zurückgegangen war. Während Bloomberg zu den skeptischen Reportern sprach, gab es hin und wieder Zwischenrufe der Anwesenden – wie bei einem Gottesdienst. New York habe «den umfassendsten Angriff gegen illegale Waffen» in den Vereinigten Staaten durchgeführt, sagte er, hier gälten die «strengsten Gesetze für den Besitz von geladenen Waffen». Amen.

New York könne und solle ein Vorbild für andere Städte sein, erklärte Bloomberg. Der Milliardär, der eine nationale Koalition mit Namen «Bürgermeister gegen illegale Gewehre» finanziert, äusserte sich erstaunt und auch ein wenig verächtlich über die Gesetze in manchen Bundesstaaten, die dem Kampf der Kommunen gegen Waffenbesitz zuwider-

liefen. Diese Gesetze würden dafür sorgen, dass die Mord- und die Selbstmordrate ansteigen werde, wobei Bloomberg besonders auf Missouri verwies: «Einer der Staaten mit dem grössten Fettleibigkeitsproblem, mit einem schlechten Bildungssystem, mit Kriminalität, Armut, mit allem, was nur falsch laufen kann, und dann heisst es: «Warum nehmen die sich nicht andere Staaten zum Vorbild, die es besser hinkriegen?» Ich weiss es nicht.»

Ein Grund könnte sein, dass New York mit 8,5 Millionen Einwohnern nicht nur riesengross ist, sondern dass sich die Stadt auch eine Polizei mit mehr als 35 000 Beamten leisten kann. Daneben nimmt sich selbst die Polizei in Los Angeles mit weniger als 10 000 Mann geradezu mickrig aus, und in den meisten Städten gibt es ein paar hundert Polizisten, mitunter auch nur ein paar Dutzend oder noch weniger. Man darf auch vermuten, dass es den meisten Leuten im ländlichen und kleinstädtischen Missouri einigermaßen egal ist, was aus den Kids und ihren Müttern wird, die in Bedford-Stuyvesant in Brooklyn über den Haufen geschossen werden. Und die meisten New Yorker interessieren sich nicht dafür, wie schutzlos sich die Leute in einem armen Staat fühlen. Es ist genau diese Entfernung zwischen den beiden Waffenwelten, die dafür sorgt, dass die Gesetze nicht funktionieren und Menschen sterben.

#### Es braucht bloss einen Führerschein

In einem langen Korridor des Büros der Firearms Investigation Unit in East Harlem, New York, hängen Polaroidfotos von Hunderten beschlagnahmter Waffen an der Wand, aber die meisten Fotos sind mehrere Jahre alt. Der Platz reicht einfach nicht aus. Allein im vergangenen Jahr wurden in New York 1159 Schusswaffen eingezogen.

«Ein Grossteil kommt aus Pennsylvania», sagt Deputy Inspector John Burke, der altgediente Cop und Staatsanwalt, der im NYPD die Abteilung für Waffenkontrolle leitet. Pennsylvania ist natürlich nicht Mississippi, aber überwiegend ländlich geprägt, und aus New Yorker Sicht sind die dortigen Gesetze lax. Wer eine Waffe kaufen will, braucht nur einen Führerschein, und notfalls findet sich immer jemand, der einem für ein paar Dollar behilflich ist. Ein rascher Blick ins Internet zeigte unlängst, dass beispielsweise in der Nähe von Allentown, Pennsylvania, achtzig Meilen von Manhattan entfernt, ein Bushmaster AR-15 zum Verkauf stand. Die gleiche Waffe wurde bei dem Massaker von Newtown, Connecticut, im letzten Jahr verwendet – laut Burke ein Gewehr «für den Krieg in der Stadt». Da die Waffe von privat angeboten wurde, brauchte der Verkäufer nach den bestehenden Gesetzen nicht überprüft zu werden. Der Einstiegspreis lag bei 1100 Dollar. In New York, sagte Burke, könne man so eine Waffe auf dem Schwarz-



markt für 1800 Dollar verkaufen. Man müsse nur hoffen, dass der Käufer nicht einer seiner Undercoveragenten ist.

### Saturday-night specials, Kalaschnikows

In den letzten zwanzig Jahren ist die Zahl der Morde in New York deutlich zurückgegangen (von 2000 auf etwas mehr als 400). Das hat mit einem landesweiten Rückgang der Kriminalität aufgrund der alternden Gesellschaft zu tun, mit der hohen Gefängnispopulation und dem Ende der Crack-Kokain-Seuche, die in den frühen 1990er Jahren ausgebrochen war. Es hat aber auch damit zu tun, dass die New Yorker Polizei viel entschlossener gegen die Quellen vorgegangen ist, die für den Nachschub an illegalen Waffen sorgen, und auch gegen die Leute, die diese Waffen tragen.

Die Fotos an der Wand zeigen die ganze Bandbreite von Waffen, die auf der Strasse auftauchen – von Maschinenpistolen bis hin zu den sogenannten *Saturday-night specials*. Eine langläufige Pistole, die so aussieht, als könnte sie Wyatt Earp gehört haben, Kalaschnikows, wie sie von Guerillakämpfern auf der ganzen Welt verwendet werden. Und jede Menge halbautomatische Pistolen, meist 9 Millimeter, manche 10 Millimeter, deren Projektil jede schussichere Weste durchschlagen.

«In einer urbanen Gegend wie der unseren sind verborgene Waffen ein sehr viel grösseres Problem», sagte Burke. «Die Dinger sind inzwischen so klein, dass sie bei der Sicherheitskontrolle in einem Bürogebäude nicht auffallen, und dann steht derjenige dort oben mit einem 15-Schuss-Magazin und zwei Ersatzmagazinen in der Tasche, also insgesamt 45 Schuss. Damit kann man schon viel anrichten.»

Um solche tödliche Waffen aufzuspüren, reisen Angehörige des Nachrichtendienstes des NYPD zu Waffenmessen im ganzen Land, über die der Nachschub möglicherweise läuft. In New York nehmen Beamte Kontakt zu Händlern auf und arrangieren einen Kauf. Diese Einsätze gehören zu den gefährlichsten Jobs, die das NYPD zu vergeben hat. Anders als bei grossen Rauschgiftgeschäften, wo Waffen relativ selten sind, ist der Ermittler ebenso bewaffnet wie der Verkäufer. «Und man hat es mit Leuten zu tun, die für dreitausend Dollar schiessen oder töten», sagt Burke. Vor zehn Jahren starben zwei Beamte bei einem misslungenen Deal auf Staten Island. Bei solchen verdeckten Aktionen besteht immer die Möglichkeit, dass ein Geschäft vereinbart wird und der Verkäufer einem dann mit vorgehaltener Waffe das Geld abnimmt. Als das 2011 einem verdeckten Ermittler passierte, erschoss er den Angreifer.

Bislang hat man sich in New York vor allem auf die Waffen selbst konzentriert. Vor mehreren Jahren erhob die Stadt Anklage gegen mehrere Waffenhändler aus dem Süden, mit deren Waffen Menschen in New York er-

mordet worden waren. Es gibt ein gross-angelegtes «Rückkauf»-Programm. Und die Abteilung arbeitet eng mit dem Bureau of Alcohol, Tobacco, Firearms, and Explosives zusammen. Wenn bedeutende Fälle auf der Bundesebene verfolgt werden, sind die Strafen noch massiver.

Unter Bürgermeister Rudolph Giuliani fiel die Mordziffer in New York in den ausgehenden 1990er Jahren von 2000 auf weniger als 1000 jährlich. Viele Leute, selbst Polizisten, hielten eine noch geringere Quote für unwahrscheinlich. Doch in den letzten elf Jahren unter Bloomberg und Police Commissioner Raymond Kelly war es deren Ziel, die Mordziffer noch weiter zu senken, in geradezu unvorstellbare Bereiche. Dazu muss man die Waffen kriegen, die bereits auf der Strasse sind, am besten, bevor jemand eine Chance hat, sie zu verwenden.

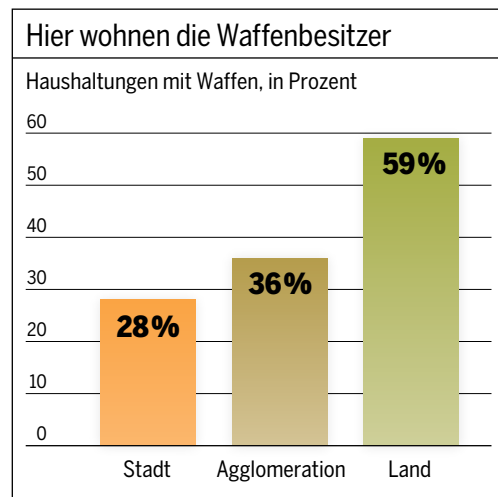
### 4,4 Millionen Durchsuchungen

Das Interesse verlagerte sich von den Verkäufern auf die potenziellen Schützen. Das soge-

meist um Schwarze oder Hispanics. Picken sich die Polizisten also nur deswegen Schwarze und Hispanics heraus, weil sie Schwarze oder Hispanics sind? Ein Bundesgericht befasst sich gegenwärtig mit dieser Frage, und im Vorfeld der anstehenden New Yorker Bürgermeisterwahlen spielt das Thema eine wichtige Rolle.

Wenn Kritiker vom Schutz bürgerlicher Freiheiten und junge Leute wie Tyquan von übereifrigen Polizisten sprechen, so handelt es sich für das NYPD um eine wichtige Massnahme, mit der man New York sicherer machen will. Einer Studie des Juraprofessors Jeffrey Fagan, die dem Bundesgericht von Manhattan vorgelegt wurde, ist zu entnehmen, dass zwischen 2004 und 2012 pro tausend durchsuchte Personen nur eine Waffe sichergestellt wurde, und es wurden 4,4 Millionen Durchsuchungen vorgenommen. Ist das Programm also gescheitert?

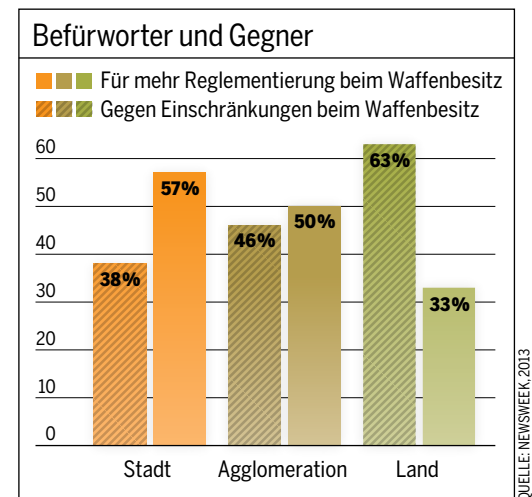
Ganz im Gegenteil, versichert Bloomberg, die «stop and frisk»-Methode funktioniert. «Es wäre schön, wenn wir überhaupt niemanden



Auf dem Land besitzen die Leute mehr Waffen.

nannte «stop and frisk»-Verfahren («anhalten und durchsuchen») heisst bei den Polizisten nur «250», nach der Nummer auf dem Formular, das jedes Mal ausgefüllt werden muss, wenn jemand aus irgendeinem Grund angehalten wird. Die Angaben auf diesem Zettel, von denen im Laufe eines Jahres einige hunderttausend anfallen, können ziemlich vage sein. «Auffällige Bewegungen» kann angekreuzt werden oder auch «Gegend mit hoher Kriminalität», was nicht immer zutrifft.

Um die Kriminalität zu senken, überschwemmt das NYPD die gefährlichsten Gegenden mit frisch ausgebildeten Neulingen. Das Projekt, das vor mehr als zehn Jahren begann, heisst «Operation Impact». Wenn die Beamten jemanden sehen, der sich auffällig verhält, wird er angehalten, befragt und vielleicht auch durchsucht. Aber womit erregt jemand Verdacht? In diesen Quartieren leben fast nur Schwarze oder Hispanics, und auch bei den Straftätern und Opfern handelt es sich



In der Stadt will man mehr Kontrollen.

mit einer Waffe erwischen würden», erklärte er den schwarzen Repräsentanten auf dem 81. Bezirk. «Aber wenn wir keine bewaffneten Leute mehr erwischen, dann vermutlich deswegen, weil sie Angst haben, mit einer Waffe erwischt zu werden. Das heisst, die Leute verhalten sich anders. Genau das wollen wir, und das werden wir auch weiterhin versuchen.»

### Trend zu «Gemeinschaftswaffen»

Im Chor der Community-Führer war kein zustimmendes Gemurmel zu hören, aber auch keine Kritik. «Ja, natürlich kann man die Leute anhalten», sagte Bischof Gerald Seabrooks von der Rehoboth Cathedral in Brooklyn, ein mächtiger Mann mit einer mächtigen Stimme. Aber es sollte «professionell, höflich und respektvoll» geschehen, sagte er und rief dem Bürgermeister noch einmal dieses Motto in Erinnerung, das auf allen Streifenwagen der New Yorker Polizei steht. Später, im Büro des Revierchefs, wandte sich der Bischof mit dem gleichen Argument an Police

Commissioner Kelly. «Ich habe Sie verstanden», sagte Kelly. «Ich habe Sie verstanden.»

Das Licht war abgedunkelt, und die Videoleinwände waren ganz hell in der Einsatzzentrale neben Kellys Büros in der 13. Etage des New Yorker Polizeipräsidiums, wo ich mit Kelly über die Waffen und die Banden von New York sprach. «Die Leute verhalten sich anders?» Ich wollte wissen, was das bedeutet, und ob das Anhalten und Durchsuchen sinnvoll sei. Kelly sagte, die Taktik sei so alt wie die Polizei selbst, aber es gebe inzwischen mehr Informationen. «Die Leute halten es für eine Art verschwiegenes Stand-alone-Programm. Das ist es nicht. Es gibt viele Faktoren, aber am Ende ist es so: Man sieht etwas Verdächtiges, und dann schreitet man ein.» Ein Beispiel: Ein paar Männer treiben sich spätnachts in der Nähe eines Geldautomaten herum, warten vermutlich auf jemanden, der Geld abheben will. Wird der Polizist die Männer fragen, was sie da tun? Wird er etwas aggressiver vorgehen, wenn sie dumme Sprüche machen?

Und die Waffen? Kelly sagte, dass viele Kriminelle ihre Waffen inzwischen zu Hause lassen oder an Verstecken oder manchmal bei der Freundin deponieren würden, sofern sie nicht einen besonderen Grund hätten, die Waffen einzusetzen. Niemand will sich eine Anklage

Und die Polizei schaut aufmerksam zu. Man hat eine Facebook-Seite mit dem Gesicht einer attraktiven jungen Frau eingerichtet, hat Kontakt zu einem Mitglied einer bestimmten Gang aufgenommen und schleust sich auf diese Weise in die Kommunikationsstruktur der Bande ein. Anfangs hatten die Beamten Mühe, den Jargon zu verstehen, der sich von Quartier zu Quartier, manchmal von Block zu Block veränderte. Jemanden «von seinem Surfbrett stossen» konnte bedeuten, ein Mitglied einer Gruppe namens The Waves umzulegen. «The Deuce» stand für die 42. Strasse in Manhattan. Heute kann es alles Mögliche bedeuten. Der Nachrichtendienst des NYPD hat ein ganzes Wörterbuch der New Yorker Gangstersprachen zusammengetragen.

Man würde annehmen, die Gangs liessen die Finger vom Internet, sagte ich. «Nein», antwortete Kelly. «Und wenn, dann bedeutet das, dass die Gewalt zurückgeht. Dann hätten wir unser Ziel erreicht.»

Nach Kellys Ansicht war der konzentrierte Angriff auf das Bandenunwesen in der Stadt (Operation Crew Cut) verantwortlich für einen Rückgang der Schiessereien um 24 Prozent und der Mordziffer um 30 Prozent, zumindest vor Beginn der sommerlichen Kriminalität.

Einsatzleiterin war Deputy Chief Theresa Shortell, die Chefin der Abteilung für Bandenkriminalität, deren Personalstärke gerade auf dreihundert Mann verdoppelt worden war. Shortells Akzent verriet sie sofort als waschechte Brooklynerin. Ihr Vater war Feuerwehrmann, erzählte sie. Ihre Mutter starb, als sie drei war. Sie hat sich in der Polizei hochgearbeitet, war eine Zeitlang auch verdeckte Ermittlerin in der Drogenszene. Vor der Einsatzbesprechung warf sie einen Blick über die versammelten Beamten, die aus den verschiedensten Abteilungen kamen. «Die abgerissenen sind wahrscheinlich meine Jungs», sagte sie. «Das sind die Leute, die die Waffen von der Strasse einsammeln.»

### Grossmutter in Handschellen

Die Operation, die an diesem Morgen anstand, resultierte aus einer Schiesserei im Jahr 2009, als ein Mitglied der Bande Air It Out (AIO), ansässig in Taft Houses an der oberen Park Avenue, angeblich ein Mitglied der Tru Money Gang (TMG) erschoss, ansässig in den Johnson Houses an der Lexington Avenue, was eine Reihe von Vergeltungsschlägen nach sich zog, darunter zwei Morde und mehrere Schiessereien und einige Aktionen, bei denen Schüsse fielen, zum Glück aber niemand getroffen wurde.

Einige der anwesenden Polizisten waren mit Schutzwesten und Brechstangen ausgestattet. Einige Türen würde man aufbrechen. «Sicherheit hat oberste Priorität», sagte Shortell. «Alle 63 Mann werden identifiziert, okay? Wir wissen, wo sie zu finden sind. Wenn wir sie heute nicht erwischen, dann eben morgen oder in einem Monat.»

Pünktlich um sechs Uhr trafen die Beamten vor den Johnsons Houses ein, stürmten zwei Wohnungen, und fast alle gesuchten Personen wurden festgenommen (einige hatten bereits im Gefängnis gesessen). Die ganze Aktion lief ohne Zwischenfälle ab, bis auf eine Grossmutter, der Handschellen angelegt werden mussten, während ihr Enkel abgeführt wurde.

Ein paar Tage später in Bushwick: Denise Peace, die ihre Tochter Zurana Horton und zwei ihrer Söhne als unbeteiligte Opfer von Schiessereien verloren hat und die sich nun um Tyquran und seine jüngeren Brüder und Schwestern kümmert, hörte ungeduldig zu, während Tyquran von «guten Cops, bösen Cops und noch schlimmeren Cops» redete. Peace arbeitet in einer Gruppe namens Grandmothers LOV (Love Over Violence). «Es gibt viele Grossmütter, die ihre Kinder durch Schiessereien verloren haben», sagte sie. Viele haben Angst, auch die Enkel zu verlieren. An dem «stop and frisk»-Programm der Polizei hat sie nichts auszusetzen. «Ich finde, sie sollten noch mehr kontrollieren.»

© 2013, Newsweek/Daily Beast Company LLC  
Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

---

**82%** der amerikanischen Waffenbesitzer sind weiss, und die meisten davon leben auf dem Land.

**72%** der Todesopfer durch Schusswaffen sind Schwarze oder Latinos und leben und sterben in der Stadt.

---

wegen Waffenbesitzes einhandeln. Es gibt sogar einen Trend zu «Gemeinschaftswaffen», die sich mehrere Kriminelle teilen. All das reduziert das Risiko, dass Leute abgeknallt werden, bloss weil sie falsch aussehen oder eine allzu riskante Beleidigung gemacht haben.

### Wörterbuch der Gangstersprachen

Doch der grösste Motor im Kampf gegen Waffen, sagte Kelly, sei der Kampf gegen die Banden. In den letzten Jahren entfiel etwa ein Drittel der Tötungsdelikte in New York auf Rivalitäten und Konflikte zwischen *crews* in den brutaleren Quartieren und Wohnsiedlungen, wie etwa die Schiesserei, die zu der Tötung von Zurana Horton führte.

«Es sind fast immer Revierkämpfe», sagte Kelly. «Haus gegen Haus, der vordere Teil gegen den hinteren Teil.» Bei diesen mörderischen Konflikten geht es nicht einmal um Geld oder Drogen. Die Mitglieder dieser kleinen Banden sind keine Geschäftsleute. Es geht um Beleidigungen – meist auf Facebook, Twitter und anderen sozialen Medien. Die Gangs posten ihre Sprüche und prahlen damit, wenn eine Rechnung beglichen wurde.

Nach unserem Gespräch fragte ich mich aber, ob andere Bundesstaaten oder genauer gesagt andere amerikanische Grossstädte tatsächlich Lehren aus der New Yorker Erfahrung ziehen können, wie Bloomberg behauptet. Die Antwort lautet: Ja, vielleicht, wenn man dort das nötige Geld für die Polizei hat. Doch das ist ein grosses Wenn für eine personal-, technik- und zeitaufwendige Aufgabe.

Am 3. April morgens um halb fünf versammelten sich Dutzende von Polizisten zu einer Einsatzbesprechung, um anschliessend gegen 63 Mitglieder von drei Gangs in East Harlem vorzugehen. Die meisten Beamten trugen Jeans, Turnschuhe und Schutzwesten. Praktisch die Einzigen, die einen Anzug trugen, waren die NYPD-Anwälte, die jede Einheit begleiten und dafür sorgen sollten, dass alles korrekt zugeht. Die übermüdeten Polizisten assen Bagels und tranken Kaffee von Dunkin' Donuts. Eine Küchenschabe krabbelte auf dem Fussboden. «Wenn hier keine Schaben herumlaufen würden, wären wir nicht in der Stadt», sagte ein Polizist. Die Uhr an der Wand war noch nicht auf Sommerzeit umgestellt worden.



# Nachruf auf den Hipster

Hipster, das sind heute krachend langweilige Träger schwarzer Brillen und verwuschelter Haare. Die radikalen Individualisten von früher gibt es nicht mehr. Ihre Verdienste aber bleiben. *Von Ulf Poschardt*

Der Hipster hat sich – wie viele Konzepte von Jugend- und Subkulturen – zu Tode gesiegt. Vor knapp sechzig Jahren entdeckt und wenig später von Norman Mailer als «white negro» zum stilistischen Gewissen einer existenziellen Revolte destilliert, verkümmerte er im 21. Jahrhundert zur Witzfigur. Im Discounter werden «Hipster-Brillen» verkauft, in Jugendzeitschriften Kostümierungsvorschläge gemacht, und die lahmsen Theoretiker der Gegenwart wie Mark Greif fallen über diesen Begriff her, um ihn mit krachend langweiligen Ideen vollends unmöglich zu machen. Die unansehnliche Meute der Uncoolen höhnt auf Facebook: «Habe einen Hipster auf das Knie geschlagen, jetzt hopster.» «Lol», Smileys, «Gefällt mir», Daumen hoch, «hihi» – sind die Reaktionen. Digitaler Schenkelklopfer auf sprachlich tiefem Niveau.

Der Respekt vor dem Hipster ist dahin. In derselben Geschwindigkeit, in der «Hipster» zum Synonym für den Zeitgeist-Opportunisten wurde, wirkt nun auch der vermeintlich intelligente Look des Hipsters schal. In den sogenannten Szenevierteln, den Legebatterien normierter Zeitgenossenschaft, hatte bis vor kurzem jeder Hipster-Clan seinen Dokumentar. Feuilletonisten aus der Provinz und Fotoblogger aus dem Szeneviertel nebenan hatten die einst geheimen Codes des Hipstertums allgemein zugänglich und kopierbar gemacht. Doch mit jeder schwarzen Brille, jedem verwuschelten Haarschnitt, jedem Dreitagebart, jeder Akne-Jeans und jedem melancholischen Gesichtsausdruck mehr beschleunigte sich die Entzauberung. Schon 2010 hatte Woody Allen vom Modelabel American Apparel Millionen zugesprochen bekommen, weil dieses Werbung mit seinem neohippen Intellektuellen-gesicht gemacht hatte.

Die Entwertung des Hipsters ist eine gute Sache. Sie entschlackt die urbanen öffentlichen Räume und verstärkt die Lust auf Neues und Ungesehenes. Das wäre ganz im Sinne der Erfinder. Das kostbarste Gut der Ur-Hipster war ihre radikale Individualität. Sie waren Stil-libertäre ohne jegliches Interesse an gesamtgesellschaftlicher Anerkennung. Mehr noch: Sie flohen und mieden jeden Ort, an dem Vereinnahmung drohte. Deshalb kann – und wenn es ein wenig altväterlich bieder klingt – der Urtext von Mailer zur Lektüre anempfohlen werden. Es ist kein Text über Mittelschichtskinder, sondern über die Marginalisierten einer intoleranten Gesellschaft. Der Kriegszustand, in dem sich der «Schwarze» in den tief rassistischen fünfziger Jahren befand, hat ihn nicht

nur seelisch, sondern körperlich – ja neuronal – verändert. Der *white negro* hat ein eigenes Nervensystem: Er nimmt anders wahr als die Mehrheit, denkt, improvisiert sich durch den Alltag abseits angesagter Trampelpfade. Er tut dies nicht in Antithese zum Spiesser, sondern durch Unkenntnis, ja Unerreichbarkeit des Spiesseralltags. Insofern ist das ästhetische Hochplateau, auf dem sich vermeintliche Stilexperten gerne in Abgrenzung zum Spiesser sonnen, eine Fata Morgana. Der selbsterklärte Hipster steht knietief im Klärschlamm des Konventionellen. Er achtet auf den richtigen Musikgeschmack, die bewährten Zeitschriften, den Besuch der angesagten Bars, Klubs, Restaurants.

## Vitalität für die Marktwirtschaft

In Vierteln wie Williamsburg wohnen – glaubt man New Yorker Comedians – nur noch Idioten, und in Berlin-Mitte haben das mediale Establishment und die Unternehmensberater die Hipsterei als Travestie übernommen. Die einst hipsterrechtsbewegten Pioniere haben sich verzogen. Vincent Gallos Bonmot, dass diese Viertel wie Studentenwohnheime ohne Hausaufgaben seien, hat die Immobilieninvestoren auf den Plan gerufen, die jene Viertel mit den vielen Turnschuh- und Zeitschriftenläden penibel gentrifizieren.

Die Verdienste des Hipsters bleiben: 1. Die Forderung nach einer Geschmacksdiktatur, sie

sollte allerdings radikal individuell verstanden werden. 2. Die paranoide Oberflächlichkeit, sie hat viel Identitäts- und Substanzgequatsche zerstört. 3. Der Versuch, absolut modern sein zu wollen, bleibt eine Gegenwartsverpflichtung. 4. Der Hipster hat die Marktwirtschaft mit Vitalität versorgt. Kein Konsum ist nachhaltiger als jener, der sich aus der Gegenkultur an die Oberfläche des Mainstreams drückt. Die Distinktionsehnsucht der kaufkräftigen Mittelschicht macht aus der Warenwelt einen Kosmos voller geheimer Botschaften und Codes.

Es gibt jede Menge Hipster-Witze wie den über den Plattenverkäufer, der nach seinen Empfehlungen gefragt wird und sagt, dass er aufgehört habe, Musik zu hören, denn wenn er eine unbekannte Band in sein Herz schliesse, werde sie zumindest von einem geliebt, und das sei ihm zu mainstreamig. Auf die Spitze getrieben wurde die Selbstironisierung mit dem «Hipster Hitler», einem Comic, der den Diktator mit dem angesagten Seitenscheitel und dem originellen Schnauzbart als Trend-Fifi wiederauferstehen lässt. Die Barbarei des Führers, sein nihilistischer Furor folgen nun – in Motto-T-Shirts gekleidet (Eastside Westside Genocide) – Trendvorgaben. Der uncoole deutsche Akzent hilft bei der Verächtlichmachung von beidem: dem Hipster und Hitler. Der Backlash hat erst begonnen. Hipster ist bereits weniger Prädikat als Schimpfwort. Uncool.



*Beschleunigte Entzauberung: Hipster-Olympiade.*

# «Ich sehnte mich nach Hingabe»

Mario Vargas Llosa ist der führende Denker Südamerikas. An seine Zunft glaubt er allerdings nicht mehr: «Der Intellektuelle ist eine obsolete Figur geworden», sagt der 77-jährige Literaturnobelpreisträger, der seine Arbeit als Wahrheitsfindung sieht. *Von Sven Michaelsen*

Herr Vargas Llosa, Ihr Freund Günter Grass verfiel nach der Verleihung des Literaturnobelpreises in eine schwere Depression. Haben Sie ähnliche Nebenwirkungen bei sich beobachtet, als Sie vor drei Jahren den Preis bekamen?

Nein, aber ich kann verstehen, dass Günter sich unter enormem Druck fühlte. Den Nobelpreis zu bekommen, ist eine Woche lang ein Märchen – und dann ein Jahr lang ein grotesker Albtraum. Sie sollen zu allen Buchmessen dieser Welt fliegen, zig Ehrendoktorwürden entgegennehmen und auf endlosen Lesetouren zahllose Interviews geben. Man findet keine Ruhe zum Schreiben und fühlt sich wie ein Taucher, dem seine Sauerstoffflaschen gestohlen wurden. Ein Schriftsteller sollte auf ein leeres Blatt Papier schauen, statt einem absurd überfüllten Terminplan hinterherzuhetzen, den andere ihm diktiert haben. Meine Lektion war, dass Einsamkeit das Grundnahrungsmittel für unsereins ist.

Warum gibt es so viele Schriftsteller, bei denen Preise zu jahrelangen Schreibblockaden führen?

Weil einen auch das Glück ins Unglück stürzen kann. Man sollte diesen Jammergeschichten aber nicht allzu grosse Beachtung schenken. Wenn ein Schriftsteller tatsächlich glaubt, dass ihn ein Preis in Probleme bringen wird, rate ich ihm, dem Beispiel von Jean-Paul Sartre zu folgen. Der hat es 1964 abgelehnt, den Literaturnobelpreis anzunehmen.

Ihr jüngstes Buch, «Alles Boulevard», ist eine Fundamentalkritik der zeitgenössischen Kultur. Sie polemisieren gegen die «Schwindelware» von Damien Hirst, gegen die «albernen Fummel» von John Galliano und betrauern die Entmachtung der intellektuellen Eliten. Was gibt Ihnen das Gefühl, in einer kulturellen Trümmerlandschaft zu leben?

Was ich für Kultur halte, ist in den vergangenen fünfzig Jahren weitgehend verschwunden. Heute herrscht eine globale Zerstreungskultur, die mit ihren frivolen Banalitäten den Alltag der Menschen schmieren soll. Das Bild ersetzt die Schrift, und Gefühle sind wichtiger als Gedanken. Diese Light-Kultur hat weder Substanz noch Würde. Sie ist konformistisch und dient nur noch dem Zeitvertreib. Wörter

wie Ideal, Brüderlichkeit, Schöpfung, Seele bedeuten in ihr nichts mehr. Damit wird zerstört, was unserer Zivilisation Sinn, Inhalt und Ordnung gibt.

Ist es für Sie ein Frevel, dem Einerlei des Alltags mit einem Roman von Dan Brown entkommen zu wollen?

Ich postuliere doch nicht, dass Kultur einen in lähmende Verzweiflung und Depression stürzen sollte. Ein Roman wie «Don Quijote» ist grossartige Unterhaltung. Man sollte aber nicht verschweigen, dass Kultur ohne Bildung nicht zu haben ist, und Bildung bedeutet nun mal Anstrengung, Konzentration, Reflexion und Hingabe. Ein Sonett von Shakespeare zu lesen, mutet heute so exzentrisch an wie die scholastischen Dispute des Mittelalters über das Geschlecht der Engel.

Auf den Bestsellerlisten finden sich immer noch viele Bücher, die das Prädikat «Hochkultur» verdienen.

Die Literatur hat der Kultur des Spektakels länger widerstanden als andere Kunstgattungen. Bei der Beurteilung eines Romans

---

«Entschuldigen Sie, dass ich Sie unterbreche, aber ich weiss bereits, was jetzt kommt.»

---

haben sich die Standards und ästhetischen Codes noch nicht vollständig zersetzt. Man kann einen Konsens erzielen, ob ein Schriftsteller Talent und formale Neuartigkeit besitzt oder bloss ein dilettierender Pflücker ist. In der bildenden Kunst dagegen sind diese Hierarchien längst verschwunden. Dort hat die Frivolisierung erschreckende Ausmasse angenommen. Die Unterscheidung von Preis und Wert ist verschwunden. Beides ist jetzt eins, nach der Devise: «Was sich teuer verkauft, ist gut. Was auf dem Markt scheitert, ist schlecht.»

Ignorieren Sie bei Ihrer Schwarzseherei nicht, dass im Fernsehen neue Formen ...

Entschuldigen Sie, dass ich Sie unterbreche, aber ich weiss bereits, was jetzt kommt. Sie wollen mir Fernsehserien wie «The Wire» vorhalten. Deren Erzählkunst ist in der Tat höchst beeindruckend. Aber warum mit Ausnahmen von der Regel argumentieren? «The Wire» ist eine winzige Insel in einem Ozean der Verblödung. Und was das

Deprimierendste ist: Die Einschaltquoten waren alles andere als beeindruckend. Auch «The Wire» beweist, dass Hochkultur eine Enklave von Minderheiten geworden ist.

Ein Vierzehnjähriger von heute erreicht über Facebook mehr Zeitgenossen als Cäsar vom Kapitol aus auf dem Höhepunkt seiner Macht. Welche Folgen wird das haben?

Medien wie Facebook und Twitter befördern es, dass auch Durchschnittsmenschen einen Persönlichkeitskult um sich herum entwickeln. Das delphische Gebot lautete: «Erkenne dich selbst». Heute geht es darum, sich neu zu erfinden. Nicht die Begegnung mit sich selbst wird gesucht, sondern ein Idol, dem man ähnlich werden will. Die menschlichen Folgen sind fatal. Das Leben wird nicht länger gelebt, sondern nur noch dargestellt, so wie ein Schauspieler eine Rolle verkörpert.

Der deutsche Philosoph Peter Sloterdijk schrieb kürzlich: «Wo früher das Volk war, gibt es jetzt das Celebretariat, bestehend aus latent Berühmten, denen zu ihrem Glück vermeintlich nichts fehlt, ausser dass sie entdeckt werden müssten.» Warum ist Berühmtheit zum Lebensziel geworden?

Zum einen, weil Ruhm heute gleichbedeutend ist mit Reichtum, zum anderen, weil der Irrglaube grassiert, Berühmtheit würde die Anonymität des Massenmenschen transzendieren. Der Wunsch, kein Massenmensch zu sein, definiert heute den Massenmenschen.

Twittern Sie?

Nein, das überlasse ich meinen Enkelkindern. Ich schwänze die audiovisuelle Revolution und habe noch nicht einmal ein Handy. Meine Erfahrung ist, dass mich am Telefon nur schlechte Nachrichten ereilen. Ich schreibe auch keine E-Mails, sondern Briefe. Meine Romane schreibe ich nach wie vor mit dem Füller. Eine Feder, die übers Papier gleitet, inspiriert mich mehr als das öde Klacken einer Tastatur.

Besitzen Sie einen Computer?

Ja. Ich benutze ihn als Schreibmaschine, um meine Manuskripte ins Reine zu übertragen. Gelegentlich konsultiere ich auch Google. Um Ihre nächste Frage vorwegzunehmen: Nein, ich lese keine E-Books. Sie sitzen einem leidenschaftlichen Liebhaber von Papier gegenüber.

Der Untergang des Abendlandes wird in der Regel von älteren Intellektuellen beklagt,





«Als Politiker bin ich völlig untauglich»: Vargus Llosa.

**denen der Sprit ausgeht. Sind Sie ein Kulturpessimist?**

Nein. Wäre ich Pessimist, würde ich mein Leben nicht dem Schreiben widmen. Wer schreibt, hat Hoffnung und glaubt an Veränderung. Es bringt mich auf, dass die alten Eliten resigniert haben. Sie sehen die Marginalisierung der Kultur als unaufhaltsam an, als wäre sie ein Naturphänomen. Dieser Fatalismus ist ein Denkfehler, denn kulturelle Entwicklungen sind nichts Naturhaftes. Geschichte ist nicht vorherbestimmt, sondern ein leeres Blatt. Unser eigenes Tun und Lassen entscheidet darüber, was auf diesem Blatt geschrieben wird. Geschichte wird von Menschen gemacht, die die Wahl haben.

**Sie sind der führende Intellektuelle Ihres Kontinents. Ist der politisch engagierte Schriftsteller eine Figur von gestern?**

Heute glänzen die Intellektuellen bei öffentlichen Debatten durch Abwesenheit. Es gibt heute keine Figuren mehr wie Bertrand Russell, Alberto Moravia oder Jean-Paul Sartre, die eine Instanz waren und den Rang eines öffentlichen Gewissens beanspruchen konnten. Die Gesellschaft hat das Interesse an den Intellektuellen verloren. Sie verkörpern Ideen, und die sind nicht länger gefragt. Gefragt sind Images und Slogans. Früher liessen sich Politiker im Wahlkampf gern mit bedeutenden Intellektuellen fotografieren.

**«Seit meinen Kindertagen weckt Macht Misstrauen in mir.»**

Heute würde ihnen das den Vorwurf einbringen, abgehoben und volksfremd zu sein. Deshalb suchen sie lieber die Nähe zu Fussballstars, Filmschauspielern und Popsängern. Der Intellektuelle ist eine marginale, obsolekte Figur geworden.

**Glauben nur Intellektuelle daran, dass Intellektuelle klarer sehen als andere?**

Intellektuelle haben keinen privilegierten Zugang zur Wahrheit. Wer schöne Gedichte schreibt, kann bei seinen politischen Diagnosen ein Idiot sein. Weil so viele Intellektuelle für Diktatoren wie Hitler, Stalin und Mao eingetreten sind, haben wir unsere Glaubwürdigkeit verloren. Wie kann man auf das Wort von Leuten vertrauen, die sich in der Vergangenheit derartig blamiert haben? Wir sind Zeugen der dramatischsten Veränderungen in der Menschheitsgeschichte. Die Welt von heute hat nichts mehr gemein mit der Welt vor zwanzig Jahren. Für Intellektuelle müsste das eine ungeheuer herausfordernde und produktive Zeit sein, aber niemand glaubt noch, dass die Kultur Antworten

**Mario Vargas Llosa**

Als Zehnjähriger lernte er seinen Vater kennen, der sich ein paar Wochen vor der Geburt aus dem Staub gemacht hatte. Mit 19 heiratete er seine fast doppelt so alte Tante und schrieb darüber mit «Tante Julia und der Kunstschriftsteller» einen seiner bis heute besten Romane. Mit 29 heiratete er seine Cousine, mit der er drei Kinder hat. Ebenso bewegt verlief das Berufsleben des 1936 in Peru geborenen Literaturnobelpreisträgers Mario Vargas Llosa. Der einstige Linksutopist bewarb sich 1990 um das peruanische Präsidentenamt. Er trat für die Privatisierung von Staatseigentum und eine freie Marktwirtschaft ein. In der Stichwahl siegte allerdings der Aussenseiter Alberto Fujimori mit 56,5 Prozent. Heute gilt Vargas Llosa als der führende Intellektuelle Lateinamerikas. Er lebt in Lima und Madrid. (sm)

geben kann – nicht einmal die Intellektuellen selbst glauben es.

**Halten Sie sich für einen politischen Schriftsteller?**

Ja. Für mich ist Literatur ein Instrument der Wahrheitsfindung und -vermittlung. Meine Romanfiguren haben eine rebellische Einstellung zur schlechten Wirklichkeit. Sie fordern die Welt heraus. Für mich ist das ein Akt des Widerstands und der Befreiung.

**Stehen Sie noch zu Ihrem berühmten Satz, dass es einem moralischen Verbrechen gleichkomme, in Ländern wie denen Lateinamerikas nur ein Künstler sein zu wollen?**

Ja. Es zählt nach wie vor zu den Aufgaben eines Schriftstellers, Gewalt durch die Macht der Worte abzulösen. In meinem Heimatkontinent haben sich die Verhältnisse in den letzten Jahren gebessert. Als ich jung war, war Lateinamerika das Reich von widerwärtigen Despoten und Generälen, die ihr Land systematisch ausplünderten. Heute werden nur noch wenige Staaten totalitär regiert, und in Ländern wie Brasilien, Kolumbien und Chile prosperiert die Wirtschaft. Ich bin unter der Diktatur des Generals Odría gross geworden. Seit ein paar Jahren bewegt sich Peru das erste Mal in seiner jüngeren Geschichte in die richtige Richtung.

**Kennen Sie einen Intellektuellen, der als Politiker glücklich geworden ist?**

Václav Havel war ein effizienter Staatspräsident, der seinem Land gutgetan hat. Ich hatte nicht den Eindruck, dass ihn sein Amt unglücklich gemacht hat. Jorge Semprún hat als Kulturminister in Spanien gute

Arbeit geleistet und war am Ende seiner Amtszeit kein gebrochener Mann. Es ist also kein unumstössliches Gesetz, dass Künstler, die in die Politik gehen, unglückliche Versager werden. Es gibt allerdings ein strukturelles Problem: Intellektuelle haben kein Talent, Konzessionen und Kompromisse zu machen. Ihr Wesenskern ist die Treue zu ihren Überzeugungen. Deshalb versagen die meisten von uns, sobald sie sich ins politische Gehege begeben.

**Haben Sie mal an die Revolution geglaubt?**

Ja. Als junger Mensch trieb mich der Hunger nach politischer Romantik. Ich sehnte mich nach Hingabe, Askese, Risiko und stürmischer Tat. Ich habe dem Linksutopismus abgeschworen, als ich in den siebziger Jahren die Bücher des Sozialphilosophen Karl Popper zu lesen begann. Popper war mein Erweckungserlebnis. Das hat mich aber nicht zum Reaktionär gemacht.

**Sie sind 1987 für drei Jahre in die Politik gegangen, weil Sie in Ihrem Heimatland Staatspräsident werden wollten. Was bewog Sie zu diesem Entschluss?**

Peru bot damals ein apokalyptisches Bild. Guerillabewegungen wie der Leuchtende Pfad ermordeten Tausende Menschen, es gab Hyperinflation, Korruption und riesige Staatsfirmen, die vollkommen unfähig waren. Auf einen Telefonanschluss musste man zehn Jahre warten. Mein Programm war, den aufgeblähten Staatsapparat zu-

**«Wäre ich Pessimist, würde ich mein Leben nicht dem Schreiben widmen.»**

rückzuschneiden, einen rigorosen Wirtschaftsliberalismus einzuführen und ausländisches Kapital ins Land zu holen. Wahrscheinlich hielt mein Unterbewusstsein Politik für ein erregendes Abenteuer. Auch der Reiz der Tat mag eine Rolle gespielt haben. Etwas in mir wollte mehr bewegen als den Stift übers Papier.

**Was haben Sie in Ihren Jahren als Politiker über sich gelernt?**

Dass ich als Politiker völlig untauglich bin. Vom Schreibtisch eines Schriftstellers aus wirkt Politik nicht allzu schwierig, aber wie man das Romanschreiben lernen muss, muss man die Politik lernen. Ich fühlte mich als Laiendarsteller in einem Medientheater und musste begreifen, dass das Fernsehen das wichtigste Instrument in einem Wahlkampf ist. Sie können die hehrsten Ideen haben, aber sobald es an deren Verwirklichung geht, sind Sie Intrigen, Verschwörungen, Paranoia, Verrat und Abgründe an Schmutz und Niedertracht ausgesetzt. Wenn ich eins über den Morbus der Politik gelernt habe, dann dies: Der Kampf



um die Macht lockt die Bestie in uns hervor. Was den Berufspolitiker wirklich erregt und antreibt, ist das masslose Verlangen nach Macht. Wer diese Obsession nicht hat, wird der kleinlichen und trivialen Praxis der Politik angeekelt den Rücken zukehren.

**Haben Sie den Kitzel der Macht gespürt?**

Nein. Seit meinen Kindertagen weckt Macht Misstrauen in mir. Das liegt an meinem gewalttätigen Vater, dessen Schatten ich wohl nie loswerde. Aus Opposition gegen seine Tyrannei bin ich das geworden, was er am meisten verachtete: Schriftsteller.

**Sie wurden im Wahlkampf mit Eiern bombardiert, mit stinkender roter Farbe übergossen und mit brennenden Autoreifen beworfen.**

Als ich in die Politik ging, lebte ich in einem Holzhaus. Ein einziger Molotowcocktail hätte genügt, mein Archiv in Flammen aufgehen zu lassen. Seither schicke ich meine Papiere zur Universität Princeton in New Jersey. Das Schlimmste war, dass ich bis zu fünfzehn Leibwächter haben musste. Wenn ich ins Kino wollte, setzte ich mir eine Perücke auf und schlich in den Saal, wenn der Film schon begonnen hatte. Ich hatte meine Freiheit verloren.

**Als Sie im zweiten Wahlgang gegen Alberto Fujimori unterlagen, zogen Sie nach Europa.**

Ich fühlte mich gleichzeitig enttäuscht und befreit. Fujimori wurde 2009 wegen des Einsatzes von Todesschwadronen und Unterschlagung zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt, ich bekam ein Jahr später den Literaturnobelpreis. Das war eine späte Genugtuung.

**Sie sind 77 Jahre alt. Als man Ihnen amerikanischen Kollegen Philip Roth mit 78 fragte,**

---

**«Wir Schriftsteller sind Hysteriker und halten uns nie an eigene Versprechen.»**

---

**was er als Nächstes schreiben wolle, antwortete er: «Ich habe mein gesamtes Leben dem Romanschreiben gewidmet. Jetzt will ich damit nichts mehr zu tun haben. Das war's.»**

Ich gebe Ihnen einen Rat: Glauben Sie niemals einem Schriftsteller, der sagt, er werde nichts mehr schreiben. Ich habe derartige Gelübde meiner Kollegen zu oft gehört. Wer so gut schreiben kann wie Roth, kann gar nicht aufhören, auch wenn er sich selbst den Befehl dazu erteilt. Die besten Romane von Roth stammen aus den letzten

Jahren. Deshalb glaube ich ihm nicht, dass ihm der Enthusiasmus abhandengekommen sei. Wahrscheinlich hat er seine Ankündigung in der Schwächephase einer Depression gemacht. Denken Sie nur an den Schwur von Gabriel García Márquez, nichts mehr zu schreiben, bis der Diktator Augusto Pinochet seine Macht abgibt. Als Márquez ein Jahr später einen neuen Roman veröffentlichte, war Pinochet immer noch Herr über Chile. Wir Schriftsteller sind Hysteriker und halten uns nie an eigene Versprechen. Das gehört zu unserem Naturell.

**Kennen Sie das Gefühl, ausgeschrieben zu sein, nichts mehr zu sagen zu haben?**

Nein. Elende Zustände dieser Art hatte ich nie. Mein Kopf ist immer noch randvoll mit Ideen und Projekten. Ich liebe die Malerei, das Kino, Theater, Reisen, aber eine Existenz ohne den Mittelpunkt des Schreibens kann ich mir nicht vorstellen. Schreiben ist mein Leben, und ein Leben ohne Schreiben wäre mein Tod. Ich hoffe inständig, mit dem Stift in der Hand zu sterben.

**Mario Vargas Llosa:** Alles Boulevard. Suhrkamp. 226 S., Fr. 35.90

# Eine Wochenzeitung oder eine Tageszeitung abonnieren? Als Printausgabe oder auf dem iPad? Probe-Abo oder Jahres-Abo? 6 oder 12 Monate?



Gewinnen Sie ein Relax-Weekend:  
[sympany.ch/win](http://sympany.ch/win)

## Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Gewisse Entscheidungen werden Ihnen leicht gemacht: Sympany bietet Ihnen einen persönlichen Service und Versicherungen, die einen umfassenden Schutz garantieren – für Singles, Familien und Unternehmen. Entdecken Sie die erfrischend andere Versicherung. [www.sympany.ch](http://www.sympany.ch)



**sympany**  
versicherungen





*Nichts als Erholung*: japanischer «Ocean Dome», fotografiert von Martin Parr.



## Das Leben ein Strand

Von Daniele Muscionico

Shakespeare hat es gesagt, und wir sagen es wieder: «Das Leben ist ein Strand.» Ach Shakespeare, völlig überschätzt, dieser Mann. Das Leben ist kein Strand, oft nicht einmal im Sommer, diesem grün angestrichenen Winter, der er hierzulande ja meistens ist. Bis auf ein paar Ausnahmetage. Wie heute, zum Beispiel. Oder morgen, vielleicht.

Shakespeare kann nichts dafür. Er hat ja nie am Strand gelegen, halb nackt, so etwas tat man damals nicht. Gemeinsam Nacktigsein blieb beim frommen Wünschen. Darum sagte der Dichter ja auch: «Das Leben ist ein Traum.» Doch hätte er dieses Bild gekannt, wer weiss. Womöglich müsste man ihn heute anders zitieren, denn Shakespeare hätte das Leben mit einem Traumstrand verglichen.

Der «Seagaia Ocean Dome» in Japan war beim Bau die grösste Indoor-Pool-Anlage der Welt. Mit Wellen, so mächtig, dass man surfen konnte, und so beliebt, dass man sicher sein durfte, dort seine Nachbarn wiederzutreffen. Deswegen fährt man ja in den Urlaub. Abenteuer ist der Alltag genug. Gefährlich ist das Bürolistenleben. Und lustig das Zigeunerleben. An diesem Strand gibt es keine biestigen Mücken, bettelnden Ureinwohner, Verständigungsprobleme. Nichts als Erholung.

Der Brite Martin Parr hat das Bild gemacht. Den «Ocean Dome» gibt es zwar nicht mehr, er wurde 2007 geschlossen, doch Parr ist weiterhin aktiv, und wie! Dieser Sommer ist der Sommer des Briten, der mit seinen Bonbon-bunten und Essig-ironischen Gesellschaftsporträts längst Kult ist. Man feiert ihn mit Ausstellungen und Publikationen. Denn wo immer ein ländertypisches Klischee aufscheint – Parr ist da, um es zu fotografieren. Für *Du* bereiste er kürzlich die Schweizer. «Last Resort», sein erstes Buch, war dem Strandbad New Brighton gewidmet, Parr betreibt sogenannte «Beach-Photographie» seit dreissig Jahren. Eine genetische Disposition wahrscheinlich, denn in England ist man nirgendwo weiter als 75 Meilen vom Meer entfernt. Parr porträtiert Strandmenschen als eigene Spezies und das Strandleben als ein Universum für sich: das Strand-Eis in Brighton, den Strand-Ohrenputzer in Chile, die Strand-Nudeln in China. Sein aktuelles Best-of-Beach gibt es im Strandtaschenformat, es besitzt den Look eines Hawaii-hemdes. Das Buch ist ein Geschenk für Reisemuffel – und alle, die es werden wollen. Nachdem sie Parrs Bilder gesehen haben.

Martin Parr: *Life's a Beach*, Schirmer/Mosel. Ausstellung ab 30. August in der Galerie Nicola von Senger, Zürich. Martin Parr – Souvenir. Ausstellung im Museum für Gestaltung, Zürich, ab 12. Juli. Dazu bereits erschienen die famose Juni-Ausgabe von *Du*: Martin Parr – Think of Switzerland.





## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Dan Brown: Inferno** (*Bastei Lübbe*)
- 2 (2) **Donna Leon: Tierische Profite** (*Diogenes*)
- 3 (3) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige ...** (*Carl's Books*)
- 4 (4) **Blanca Imboden: Wandern ist doof** (*Wörterseh*)
- 5 (5) **Jean-Luc Bannalec: Bretonische Brandung** (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (6) **Susan Elizabeth Phillips: Wer ja sagt, muss sich wirklich trauen** (*Blanvalet*)
- 7 (8) **Jean-Luc Bannalec: Bretonische Verhältnisse** (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 8 (7) **Martin Walker: Femme fatale** (*Diogenes*)
- 9 (–) **Stephen King: Joyland** (*Heyne*)
- 10 (9) **Viveca Sten: Mörderische Schärenächte** (*Kiepenheuer & Witsch*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Bronnie Ware: 5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen** (*Arkana*)
- 2 (3) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (*Gräfe und Unzer*)
- 3 (9) **Eben Alexander: Blick in die Ewigkeit** (*Ansata*)
- 4 (10) **Jacky Gehring: Body Reset – Das Erfolgsprogramm** (*Weltbild*)
- 5 (7) **Wilfried Meichtry: Mani Matter** (*Nagel & Kimche*)
- 6 (5) **Alain de Botton: Religion für Atheisten** (*S. Fischer*)
- 7 (8) **Alain de Botton: Religion für Atheisten** (*S. Fischer*)
- 8 (–) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klugen Handelns** (*Hanser*)
- 9 (4) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (*Hanser*)
- 10 (–) **Attila Hildmann: Vegan for Fit.** (*Backer-Joes-Volk*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Offene Briefe

Unter Kulturschaffenden ist es wieder in Mode, offene Briefe und Resolutionen zu verfassen. In Deutschland haben rund vierzig Künstler um Fatih Akin und Sibel Kekilli ein Protestschreiben gegen das Vorgehen der türkischen Behörden verfasst. Akin und Kekilli sind türkischstämmig, ihr Engagement ist nachvollziehbar. Eigenartiger erscheint eine Resolution des Dachverbandes der hiesigen Kulturschaffenden, Suisseculture: Die Schliessung des griechischen Radios und Fernsehens ERT sei «eine Attacke auf das Kulturschaffen». Die Demokratie, ja das Abendland sei ohne Service public in Gefahr. Hat einer der Verfasser schon einmal griechisches Fernsehen gesehen? Egal. Die wahre Botschaft findet sich zwischen den Zeilen: Wehe, jemand macht sich an ihren Futtertrog SRG.



«Weder allzu dumm und noch allzu hässlich»: Valérie Trierweiler mit Gatte François Hollande.

### Affären

## Gefährliche Liebschaften

François Hollande ist der erste französische Präsident, der eine Beziehung zu einer Journalistin offen auslebt. Seine Vorgänger im Elysée verkehrten mit Pressefrauen diskreter. *Von Stefan Brändle*

Man schrieb das Jahr 1989, unter den Goldleuchtern des Elysée-Palastes verlieh François Mitterrand gerade einen Orden. Doch der Präsident, der noch im hohen Alter den Ruf eines unverwüstlichen Charmeurs genoss, hatte nur Augen für eine attraktive Frau unter der Gästeschar. Nach der Zeremonie bahnte er sich einen Weg zu ihr. «Bonjour Moidemoiselle», grüsste er sie mit der Zielsicherheit des Jägers: «Darf ich um Ihren Namen bitten?» Die junge Journalistin setzte ein bezauberndes Lächeln auf und outete sich als Valérie Trierweiler, Journalistin bei *Profession politique*, einem unbedeutenden Fachblatt. Dessen ungeachtet lud sie der bedeutende Präsident gleich zum Mittagessen ins Elysée ein – «jetzt, wo Sie den Weg ja kennen.»

Eine Redakteurin der Illustrierten *Paris Match* stand dabei und berichtete die Szene brühwarm ihrem Chefredaktor. Der reagierte sehr typisch für Pariser Verhältnisse: «Wir stellen sie ein!» So kam die Berufseinsteigerin Trierweiler zu ihrem ersten wichtigen Posten – weil sie es auf der einen Seite dem Präsidenten angetan hatte und weil auf der anderen der alte Fuchs an der Spitze von *Match* sofort die Vorteile erkannt hatte. Auch Trierweiler, 48, profitierte: Als Redakteurin lernte sie später Mitterrands Parteifreund und Berater François Hollande kennen, und ab ungefähr 2005

auch lieben. Heute ist sie die offizielle französische First Lady.

Wie Mitterrand Trierweiler kennenlernte, beschreibt der Journalist Renaud Revel in einem neuen Buch namens «Les Amazones de la République», frei übersetzt: Die Hofberichterstatteterinnen im Elysée. Der bekannte Reporter des Wochenmagazins *L'Express* schildert die «erotisierte Atmosphäre» im Elysée, diesem «Aphrodisiakum der Macht», wo der Staatschef als würdiger Nachfolger von Ludwig XIV. waltet – nach Belieben und «mit dem Sexappeal des Matadors», wie Revel meint. Journalistinnen gehören zur traditionellen Beute der Präsidenten.

Der Sozialist Mitterrand (1981–1995), der «Mann mit der Rose», wie ihn Revel ironisch nennt, lud Redakteurinnen in sein Büro und hypnotisierte sie mit zusammengekniffenen Augen. Oder er fragte sie nach Wahlauftritten in der Provinz, ob sie ihn zum Flughafen oder ins Hotel fahren könnten. Zumindest die Journalistin Jacqueline Chabridon überlieferte, dass er sie in einem Waldweg anhalten liess, um die Spannung des Wahlabends abzubauen.

Jacques Chirac (1995–2007) war auch kein Kostverächter. Er lud unter anderem die Agentur-Reporterin Elisabeth Friedrich zu Politikertreffen nach Mauritius ein und besorgte ihr ein Hotelzimmer neben seinem eigenen. Wenn er sie bei Agence France-Presse anrief, gab er





Langer Arm: Ex-Präsident Nicolas Sarkozy.

sich jeweils als «Monsieur Georges» aus; die Redaktoren kugelten sich vor Lachen, wenn sie den Lautsprecher des Telefons hochstellten und zuhörten, wie sich der Gaullist nach der gerade abwesenden Reporterin erkundigte.

### Minirock-Brigaden

Nicolas Sarkozy (2007–2012) ging zwar nach eigenen Angaben nicht fremd, solange er verheiratet war. Als ihn aber seine zweite Gattin Cécilia verliess, verlebte er eine diskrete Affäre mit der *Figaro*-Redakteurin Anne Fulda. Paparazzi fotografierten die beiden dennoch und boten die Bilder für 80 000 Euro *Paris Match* an. Seltsamerweise verzichtete die Illustrierte wie danach die ganze People-Presse auf eine Publikation. Es erwies sich, dass Sarkozy von der Existenz der Fotos erfahren hatte. In Paris reichte nicht nur sein Charme, sondern auch sein Arm tief in die Redaktionen.

Wie tief, belegt der Fall von Laurence Ferrari. Mit der Starjournalistin verkehrte Sarkozy dem Vernehmen nach, bevor er mit Carla Bruni den *coup de foudre* erlebte. Solange der Präsident im Elysée amtierte, behielt Ferrari ihren Job als Hauptnachrichtensprecherin von TF1. Nicht einmal einen Monat nach Sarkozys Wahlniederlage musste die präsidiale *protégée* ihren Sessel räumen.

Das heisst nicht, dass die Pariser Medien alle nach der Elysée-Pfeife tanzen würden. Sie kehren den Spiess um: Als Valérie Trierweiler bei *Paris Match* eingestellt wurde, bedeutete ihr der Chefredaktor, «schön und anziehend aufzutreten». Ähnlich handelten auch weibliche Redaktionsleiterinnen wie Françoise Giroud: Die *L'Express*-Chefin entsandte in den achtziger Jahren eine vierköpfige «Minirock-Bri-



Präsidiale Beute: Figaro-Redaktorin Anne Fulda.

gade» ins Elysée. «Mädchen loszuschicken, die weder allzu dumm noch allzu hässlich waren, half, die Distanz zu verkürzen», meint die eine *envoyée spéciale* des Quartetts, Catherine Nay, die heute mit einem Minister verheiratet ist.

Solche Paare sind in Paris gang und gäbe: Mehrere sozialistische Minister sind derzeit mit Journalistinnen verheiratet oder liiert. Das galt übrigens auch für Dominique Strauss-Kahn, der sich neuerdings mit einer neuen, jüngeren Pressefrau namens Myriam L'Aouffir zeigt. Die Promiskuität der Pariser Eliten beschränkt sich eben nicht auf die «visiteuses du soir» der Mittelrand-Ära. Heute schicken die Pariser Chefredaktoren nicht mehr nur langbeinige Blondinen ins Elysée. Und Anne Fulda, die in diese Kategorie gehört, verlangte von sich aus, von der Polit-Berichterstattung im *Figaro* entbunden zu werden, solange sie den Präsidenten privat traf. Damit musste sie sich gegen ihre eigene Redaktion durchsetzen, die gerne über eine intime Zapfstelle im Elysée verfügt hätte.

Einer anderen Rundfunkjournalistin, Nathalie Saint-Cricq, setzte Mittelrand ebenso vergeblich nach. Das ärgerte den Staatschef dermassen, dass er die gutaussehende Zwanzigjährige vor Gästen blossstellte: «Glauben Sie, dass eine Journalistin schön oder intelligent sein muss?», fragte er sie. «Und Sie, Nathalie, zu welcher der beiden Kategorien zählen Sie sich?» Saint-Cricq überlebte Mittelrand und ist heute eine TV-Starjournalistin – und der lebende Beweis, dass es auch ohne Abendbesuche im Elysée gehen kann.

Renaud Revel: Les Amazones de la République

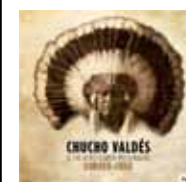
## Jazz

# Chuchos Afro-Cuban Messengers

Von Peter Rüedi

Der Titel dieser CD, «Border-Free», könnte ja zu allerhand Gemeinplätzen Anlass sein. Doch da ihr Urheber den schönen Namen Dionisio de Jesús Valdés Rodríguez trägt, kurz genannt «Chucho», müssen wir die Affiche etwas wörtlicher nehmen. Chucho Valdés, Jahrgang 1941, ist eine kubanische Institution. Anders als die Partner, mit denen er Anfang der siebziger Jahre die stupende Afro-Cuban-Jazz-Rock-Salsa-Band Irakere gründete (das explosivste Beispiel eines kubanischen musikalischen Synkretismus), anders als Paquito D'Rivera und Arturo Sandoval, anders auch als sein leiblicher Vater Bebo Valdés, der nach der Revolution unter Zurücklassung seiner Familie über Mexiko und die USA nach Schweden emigrierte und erst spät eine Renaissance erlebte (er starb vor wenigen Monaten im Alter von 95), arrangierte sich Chucho mit den Verhältnissen in seiner Heimat, allerdings mit dem Privileg, in den USA auftreten zu können, seine CDs bei Blue Note veröffentlicht zu sehen und mehrere Grammys ebenso entgegenzunehmen wie Ehrenbürgerschaften von Los Angeles oder New Orleans.

Er ist der einzige Professor, der problemlos an der Escuela Nacional de Arte in Kuba wie am Berklee College of Music unterrichtete. Um endlich von seiner Musik zu sprechen: Seine neue, erst im letzten Jahr formierte Band nennt er The Afro-Cuban Messengers. Sie ist ein Sextett, das für drei Stücke um (den keineswegs als Star-Attraktion auftretenden) Branford Marsalis zum Septett erweitert wird. Der Eindruck einer Kleininformation kommt in keinem Moment auf. Allein Chuchos Piano rauscht in einer orchestralen Virtuosität auf, entwickelt stellenweise gar die akkordische Power eines McCoy Tyner. Die dreiköpfige Perkussion (Dreier Durruthy Bombalé, Rodney Barreto, Yaroldy Abreu Robles) ist von atemberaubender Dichte und Präzision, Reinaldo Melián Alvaréz ein glänzender Trompeter. Das solistische Schwergewicht ist für mich, vom Chef abgesehen, gestrichen wie gezupft, der Kontrabass von Angel Gastón Joya Perellada – gleich in der zweiten Nummer, einem Hymnus Chuchos an seine Mutter Pilar. Hinreissend.



Chucho Valdés & The Afro-Cuban Messengers: Border-Free. Comanche Music SP 9570016 (Harmonia Mundi)

# Eine Frau im Widerstand

Ohne sie wüssten wir kaum von Niklaus Meienberg und andern Schweizer Talenten: Die Medienpionierin und Schriftstellerin Laure Wyss wäre am 20. Juni 100 Jahre alt geworden. Von Daniele Muscionico

Lange hat es gedauert. Lange, bis die Grande Dame des Schweizer Journalismus im öffentlichen Bewusstsein ihren Platz erobert hat. 1999 ein erster Versuch, da war die Wyss bereits 86 Jahre alt, DRS-3-Redaktor Ernst Buchmüller widmete ihr ein filmisches Porträt, unvergessen! Man sieht darin die Protagonistin an der französischen Atlantikküste über ihre geliebten Dünen wandern, dann bleibt sie auf einem Kamm stehen, die Kamera mit ihr, und beide – nein, alle drei, die Zuschauerin steht ja mit am Meer – blicken in die endlos scheinende Weite: Wo sie ist, ist der Horizont offen. Laure Wyss hat mehr als einer Generation von Frauen vorgelebt, wie zu neuen Horizonten aufzubrechen und wie das Leben in die eigene Hand zu nehmen sei. So nämlich: im Widerstand.

Lange hat es gedauert, bis die Widerständige Gehör findet, und zwar jenseits des Journalismus und diesseits der heutigen Frauenwirklichkeit. Lange, zu lange? Nein, zu lange nicht. Nicht, wenn man anerkennt, mit welcher grandiosen Vehemenz die Jubilarin diesen Sommer gefeiert wird! Laure, «Lor» ausgesprochen, war wichtig für alle schreibenden Frauen, nein, falsch: Sie ist es immer noch. Sie ist wichtig bis heute.

Heute? Nun, es sind etwas wie Wyss-Festspiele, die diesen Sommer auf uns zukommen. Wie hätte Lor darüber gelacht, gewiebert hätte sie angesichts der Reden, Ehren, Blumengebinde! Wer sie kannte, wusste, wie wenig sie auf schöne Worte gab. Und wie wenig auf den fein-falschen Ton, in dem sie oft vorgetragen werden.

An ihr selbst war wenig fein und nichts falsch: Alles an ihr war raumgreifend. Man hörte sie in den Gängen des *Tages-Anzeigers*, dessen erste zeichnende Redaktorin sie war, schon von weitem, erinnern sich ihre Kollegen, ihr bielerisches Deutsch und ihr herzhaftes Lachen. Ihr scharfer Blick hinter den Brillengläsern, der einen festhielt und klarmachte: Hier ist kein vorsichtiges Lavieren am Platz, wie es unserem Deutschschweizer Regionalcharakter so lieb ist, keine Umwege. Nein, hier wird Klartext geredet und Klartext eingefordert. Auf den Punkt.

## Widerständige Medienpionierin

Ob Klartext geredet wird an den Wyss-Feierlichkeiten? Hoffen wir. Und in diesem Fall werden die Worte ihr zu Ehren nicht einfach nur schön sein, sondern auch schön notwen-

dig: Der 100. Geburtstag soll Anlass sein, an eine Widerständige zu erinnern, die in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren die Schweizer Medienlandschaft geprägt hat. Wyss lancierte im Schweizer Fernsehen das erste Frauenmagazin und förderte später im Printjournalismus den New Journalism, sie konzipierte und begründete das *Magazin des Tages-Anzeigers* mit – mit der Parole amerikanischer Feministinnen auf dem ersten Titelblatt: «Make war not love» –, in dem sie junge Autorinnen und Autorinnen förderte, Niklaus Meienberg, Jürg Federspiel, Hugo Loetscher, Peter Bichsel, Isolde Schaad, Mariella Mehr. Den Fall Wyss öffentlich erinnern und bedenken, das heisst aber auch ein Stück Schweizer Mentalitätsgeschichte ans Licht heben.

Genau dieser Aspekt gelingt der Journalistin Barbara Kopp glänzend, wenn sie anlässlich des Jubiläumsjahres eine neue Biografie vorlegt. «Laure Wyss. Leidenschaften einer Unan-

## Ihre Sätze zeugten von Redlichkeit, ob sie diese schrieb oder sagte.

gepassten» zeichnet den Werdegang der Protagonistin nach, bei der es stets um Befreiung ging. Kopp schildert sie als eine Aufständige, eine Radikale des zivilen Ungehorsams. Die Befreiung der Tochter des hochangesehenen Notars Werner Wyss, der als Freisinniger im Bieler Stadtrat politisierte, dann im Kanton Bern Grossrat war, gilt zunächst dem elterlichen Erwartungskorsett. Und dann war sie ja auch stets die Enkelin des hochgeachteten Jakob Wyss, der das Gymnasium in Biel gegründet hatte und daselbst die Elite der Stadt schliff. Luft, Licht, Ausbruch, auf nach Berlin! Laure Wyss befreite sich später immer wieder aus unangemessenen, engen Verhältnissen. Auch aus einer unglücklichen, lieblosen Ehe mit dem deutschen Architekten Ernst Zietzschmann, den sie 1937 heiratet, der sie betrügt und von dem sie sich in den letzten Kriegstagen scheiden lässt. Mut zur Veränderung: Auch ihre literarischen Figuren werden sich später durch ihn auszeichnen. Das Gebot des Neuanfangs als grosses existenzialistisches Lebensthema.

An Wyss denken heisst an die Frauen denken, die für den Weg kämpften, auf dem wir Nachgeborenen heute so flott vorankommen. Meistens flott, mindestens, so flott wie vorher

noch nie, das auf jeden Fall. (Doch keinesfalls flott genug!) Als Wyss, eine geschiedene Frau, in den fünfziger Jahren das Sorgerecht für ihren ausserehelichen Sohn einfordert, führt sie ihr Kampf bis vor Bundesgericht. Mit dem Argument, dass sie in schlechten finanziellen Verhältnissen lebe und den Namen des Kindsvaters nicht nennen wolle, begann ein jahrelanger, entwürdigender Prozess. Sie gewann ihn, doch mit welchem Aufwand! Dass sie auch für das Frauenstimmrecht kämpfte, war nur konsequent: Wyss war die Vertreterin der Frauen, die 1969 den Marsch auf Bern unternahmen, bewehrt mit Trillerpfeifen und der Forderung, nicht länger auf ihr Stimmrecht verzichten zu wollen. Wyss stand auch auf dem Bundesplatz, und sie schrieb darüber, über ihr Anliegen, wie sie überhaupt schrieb, was sie lebte.

## Eine Instanz weit über Zürich hinaus

In Bern widmet ihr die Schweizerische Nationalbibliothek anlässlich ihres 100. Geburtstages eine Soiree. Barbara Kopp, der im Rahmen dieses Wyss-Jahrs ein ganz besonderer Platz gebührt in der Reihe der um die Wyss Verdienten, führt in Leben und Werk ein. Zudem ist mit unveröffentlichten Texten zu rechnen, Preziosen aus dem facettenreichen Wyss-Archiv, das sich seit Frühjahr 1999 im Schweizerischen Literaturarchiv befindet und dessen Inventar ab Ende Juni vollständig online erschlossen ist.

Die Geburtsstadt Biel wiederum ehrt ihre Tochter dieses Jahr nicht nur mit einer «Esplanade Laure Wyss», einer Parkanlage, die man nach ihr benennt; man feiert sie offiziell und öffentlich, am Datum ihres 100. Geburtstages. Im Centre Pasquart wird der Stadtpräsident Erich Fehr die richtigen Worte finden, und ohne Frage die noch richtigeren findet die Publizistin Klara Obermüller, eine Widerständige wie Wyss, eine Seelenschwester. Und auch Tobias Kaestli wird mit auf dem Podium sein, er ist Lora Neffe und, wie ihr Sohn Niklaus Wyss, Teil der Arbeitsgemeinschaft, die im Jubiläumsjahr nichts unversucht lässt, um an die Leistungen der Jubilarin zu erinnern. Man hat zu diesem Ziel seit kurzem auch eine Webpage aufgeschaltet, mit Wissenswertem, Erinnerungen und Archivmaterial von und über Laure Wyss.

Laure Wyss war stets ihrem Gewissen verpflichtet. Ihre Sätze zeugten von Redlichkeit, ob sie diese schrieb oder sagte. Ihr tapferes Auftreten, ihre grossherzige Art, ihr Einsatz für die Schwächeren machten sie in Zürich und weit darüber hinaus zu einer Instanz.

Sie war schon 37 Jahre alt, als ihr Sohn zur Welt kam, Entscheidendes lag damals hinter ihr. Hautnah hatte sie 1934–1935 in Berlin das sich braun blähende Nazitum erlebt; sie studierte dort an der Humboldt-Universität Philosophie und Literatur und wohnte bei einer





Mut zur Veränderung: Laure Wyss im Jahr 2001 als 88-Jährige.

jüdischen Frau, der die Nazis verboten hatten, deutsche Studierende zu beherbergen. Laure Wyss besuchte in Berlin unerwünschte Konzerte und verbotene Anlässe. Sie hörte Pastor Niemöller, der gegen die Nazifizierung der Evangelischen Kirche kämpfte. Diese Erfahrungen brachten sie zum Journalismus.

Aus der Überzeugung heraus, «dass man durch richtige Sprache etwas bewirken kann», schrieb sie zuerst für den Evangelischen Pressedienst und dessen Chef Arthur Frey, einen profilierten Gegner des Nationalsozialismus. «Dieses Mannes wegen bin ich in den Journalismus gegangen», stellte sie später in

einem biografischen Rückblick 1996 fest. Während der Kriegsjahre lebte sie in Schweden und übersetzte aus dem Schwedischen, Norwegischen und Dänischen Schriften der Widerstandsbewegung der skandinavischen Kirchen.

#### Ihre eigene Wahrheit

Neuanfang, immer wieder, und auch nach ihrer Pensionierung. Ihr literarischer Erstling, «Mutters Geburtstag», war ein Wagnis. In der einen Waagschale: ihr Ruf einer journalistischen Instanz. In der anderen das Bedürfnis, endlich «ich» zu sagen. War sie zeitlebens und

als Journalistin ein «Aufnahmegerät» oder eine «Bettlimacherin» gewesen, wie sie oft sagte, stellte sie nun ihrem ersten Buch programmatisch den Satz voran: «Jetzt sucht die Frau ihre eigene Wahrheit. Hat sie sich nicht oft damit beschäftigt, was die anderen taten, was sie dachten, wie sie redeten, dabei vergass sie sich selbst, liess sich liegen wie ein zerknülltes Taschentuch, las sich nicht mehr auf. Jetzt fragt sie nach den verlegten Dingen, nach verlorengegangenen Wörtern.»

#### Vielseitige Schreiberin

«Mutters Geburtstag», die Autorin tastete sich darin behutsam an ihre Vergangenheit heran, stiess auf begeisterte Resonanz und fand rasch eine breite Leserschaft. Es folgten «Das rote Haus» – die Selbsterkundung dreier Frauen, die in Nordschweden zusammen einen Sommer verbringen – und der komplexe Roman «Weggehen ehe das Meer zufriert». Hier lässt die Autorin zwei starke Protagonistinnen, eine Ich-Figur und die Königin von Schweden, in Beziehung treten. Später kamen die überraschenden und ebenfalls erfolgreichen Gedichtbände «Lascar» und «Rascal» dazu. Das neue Wyss-«Lesebuch» feiert eine vielseitige Schreiberin und stellt aus heutiger Sicht Erzählungen, Gedichte und Ausschnitte aus Romanen vor und wird ergänzt durch unveröffentlichte Texte aus dem Nachlass.

Laure Wyss war im Alter eine Bestsellerautorin geworden. Denn ob sie mit einer Strafgefangenen in Hindelbank sprach («Liebe Livia»), im Rom am Grab einer schwedischen Königin stand oder für ihre Europa-Texte die Schweizer Grenze überschritt, ob sie als Reporterin für die Printmedien unterwegs war oder später literarische Texte publizierte: Laure Wyss hörte zu, schaute hin, fragte nach. Sie recherchierte, sie war eine Chronistin. Erst im Alter leistete sie sich das Beobachten der eigenen Empfindung – als eigentlichen Luxus.

Und nicht «Selbstverwirklichung» erhob sie zum Lebensende zu ihrer Maxime, sondern den «Weltfrieden». Wie notwendig wäre heute eine wie sie!

**Barbara Kopp:** Laure Wyss. Leidenschaften einer Unangepassten.

**Laure Wyss. Lesebuch.**

Hrsg. Hans Baumann und Elisabeth Kaestli.

**Laure Wyss – Ein Schreibleben,** Film von

Ernst Buchmüller; alles beim Limmat-Verlag, Zürich.

In der Schweizerischen Nationalbibliothek, Bern:

«Eine andere Welt tut sich auf» –

Soiree Laure Wyss, 26. Juni, 18 Uhr.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>The Patience Stone</b> Regie: Atiq Rahimi	★★★★☆
2	<b>Before Midnight</b> Regie: Richard Linklater	★★★★☆
3	<b>The Broken Circle</b> Regie: Felix Van Groeningen	★★★★☆
4	<b>Iron Man 3</b> Regie: Shane Black	★★★★☆
5	<b>Side Effects</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
6	<b>Epic</b> Regie: Chris Wedge	★★★★☆
7	<b>Olympus Has Fallen</b> Regie: Antoine Fuqua	★★★★☆
8	<b>The Hangover 3</b> Regie: Todd Phillips	★★★★☆
9	<b>Star Trek Into Darkness</b> Regie: J. J. Abrams	★★★★☆
10	<b>Fast and Furious 6</b> Regie: Justin Lin	★★★★☆

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Hangover 3</b> Regie: Todd Phillips	15 860
2 (2)	<b>Fast and Furious 6 (3-D)</b> Regie: Justin Lin	7817
3 (-)	<b>Olympus Has Fallen</b> Regie: Antoine Fuqua	6291
4 (-)	<b>The Big Wedding</b> Regie: Justin Zackham	4619
5 (3)	<b>After Earth</b> Regie: M. Night Shyamalan	4111
6 (-)	<b>The Purge</b> Regie: James DeMonaco	3334
7 (4)	<b>The Great Gatsby</b> Regie: Baz Luhrmann	3175
8 (6)	<b>Before Midnight</b> Regie: Richard Linklater	2378
9 (8)	<b>Der Imker</b> Regie: Mano Khalil	1612
10 (7)	<b>Rosie</b> Regie: Marcel Gisler	1468

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	<b>Django Unchained (Sony)</b>
2 (-)	<b>Zero Dark Thirty (Universal)</b>
3 (2)	<b>The Last Stand (Impuls)</b>
4 (3)	<b>Flight (Impuls)</b>
5 (5)	<b>Der Hobbit (Warner)</b>
6 (4)	<b>Silver Linings Playbook (Ascot Elite)</b>
7 (-)	<b>Dexter – Season 6 (Rainbow)</b>
8 (-)	<b>Navy CIS – Season 9.1 (Rainbow)</b>
9 (-)	<b>Chasing Mavericks (Ascot Elite)</b>
10 (-)	<b>Navy CIS – Season 9.2 (Rainbow)</b>

Quelle: Media Control



Familiäre Zwänge: Luke (Ryan Gosling), Romina (Eva Mendes).

### Kino

## Schwerer Schicksals-Faltenwurf

«The Place Beyond the Pines», von der Kritik hoch gelobt und toll besetzt, ist trotzdem Kunstgewerbe.

Von Wolfram Knorr

Motorrad-Stuntman Luke (Ryan Gosling) zieht mit seiner Crew von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und röhrt Abend für Abend mit seinen Kollegen über die Innenwand einer Stahlkäfigkugel. Wieder mal in der Kleinstadt Schenectady (aus dem Indianischen übersetzt: der Ort hinter den Pinien), begegnet er seiner alten Flamme Romina (Eva Mendes) und erfährt, dass sie ein Kind von ihm hat. Luke, ein Stromer ohne Perspektive – ausser im Käfig im Kreis zu brummen –, sieht hierin eine Chance, sesshaft zu werden, und will sich ums Kind und Romina kümmern. Dafür raubt er Banken aus; bei einem dieser Überfälle kommt er ums Leben. Gosling tritt ab, und Bradley Cooper als ehrgeiziger Polizist Avery Cross wird zum neuen Mittelpunkt. Er stellte den Bankräuber und lässt sich dafür loben. Auch Avery lebt in einer Art Käfig. Umgeben von korrupten Kollegen, dreht er sich im Kreis, bewegt sich zwischen Korruption und Aufrichtigkeit und wird darüber zum Aussen-seiter. Nach dem Wechsel von Luke zu Avery folgt ein weiterer: Fünfzehn Jahre später geraten die Söhne von Luke und Avery aneinander. Seinen Genen kann man nicht entkommen – das Schicksal ist hammerhart, ganz besonders hinter den Pinien, wo sich sowieso nichts ändert.

Derek Cianfrances Schicksals-Melo «The Place Beyond the Pines» erinnert in seiner gewagten Dramaturgie (aber nur in der) an

Hitchcocks «Psycho»: Janet Leigh landet im berühmten Motel, wird unter der Dusche gemeuchelt und verschwindet aus dem Film. Die Rollen mit dem Independent-Film-Heros Gosling («Drive») und dem Publikumsstar Cooper («Hangover») zu besetzen, hat was. Gosling in seiner «Skizzenhaftigkeit», minimalistisch, gestenarm, und Cooper als «durchgeformter» Blauäugiger, redselig, kumpelhaft, sind Opfer ihrer sozialen und familiären Zwänge, aus denen sie sich rauszuwinden versuchen wie Houdini aus seinen Fesseln. Luke träumt vom Ende des Zustands, ziellos durchs Leben zu irren, Avery von einer Karriere. Sie scheitern beide, und ihre Söhne erweisen sich als nicht besser. Der amerikanische Traum ist ausgeträumt, bei Cianfrances ist er ein Albtraum, ein Käfig ohne Tür, aus dem es kein Entrinnen gibt. Alles ein bisschen zu symbolbeladen und wie am Reissbrett konstruiert. Das wirkt dann zu ausgestellt und kaum gelebt. Tief in der Provinz, hinter den Pinien, wird das Schicksal zum Faltenwurf. Die auktoriale Haltung von Regisseur und Autor Derek Cianfrance («Blue Valentine») lässt Luke und Avery wie Poseure erscheinen.

«The Place Beyond the Pines» wird hoch gelobt, Cianfrances Helden werden mit James Dean und Marlon Brando verglichen. Da ist sicher etwas dran. Aber «The Place Beyond the Pines» will einfach alles sein – Familiendrama,



Schuld-und-Sühne-Parabel, Cop-Krimi etc. – und übernimmt sich dabei. ★★★☆☆

## Weitere Filmstarts

**Man of Steel** — Nach Batman wurde auch der Generalist unter den Supermännern von Grund auf renoviert und «erwachsen» gemacht. Das Ergebnis ist eine gigantische, opernhafte, religiös-patriotische Gründer- und Erweckungsgeschichte, die nur noch rudimentär mit dem Original etwas zu tun hat. Der Planet Krypton taumelt seinem Ende entgegen. Krypton-General Zod (Michael Shannon), ein fanatisch-bigotter Weltverbesserer, wird zum grossen Gegner von Kal-El, den sein Vater Jor-El (Russell Crowe) als Baby in einer Rettungskapsel auf die Erde geschickt hatte, wo er als Clark Kent (Henry Cavill) bei lieben Ersatzeltern (Kevin Costner und Diane Lane) auf dem Land aufwuchs und zu jenem Kraftkerl wurde, den wir alle als Superman kennen. Christopher Nolan (Autor und Produzent), der erfolgreich «Batman» aufmöbelte, sieht in Clarks Problemen das «Drama des begabten Kinds». In der zweiten Hälfte von Zack Snyders Monumental-Kracher wird dieses zur üblichen Krach-bumm-Orgie. Halb New York wird zerdeppert, und der Showdown zwischen Zod und Superman ist Action-Overkill. Immerhin erfahren wir, was das «S» auf seinem Dress bedeutet; nicht Superman, sondern



«S» für Hoffnung: Superman (Henry Cavill).

Hoffnung. Es ist nämlich gar kein S, sondern ein kryptonischer Buchstabe. ★★★☆☆

**Monster University** — Die Trickfilmschmiede Pixar, die den Hightech-Animationsfilm revolutionierte, bleibt konkurrenzlos. Jede Figur ist individuell gestaltet, was – jenseits von 3-D – für Tiefe sorgt. In «Monster Univer-



**Fabelhaft:** Pixars «Monster University».

sity», dem Prequel zu «Monster AG», ist das wieder fabelhaft umgesetzt. Mike will «Schreck» werden, obwohl er ein Wicht ist. Trotzdem kann er sich an der Uni einschreiben und das «Schrecken» studieren. Dan Scanlon (Regie und Co-Autor), Robert L. Baird und Daniel Gerson (Autoren) gelang eine hinreissende Parodie auf die Studentenverbände, die Professorenzunft und zugleich auf klischierte Highschool-Filme. Ein Spass, nicht nur für Kinder, sondern ganz besonders auch für Studenten! ★★★★★

**The Purge** — Die USA werden, in nicht so ferner Zukunft, der Kriminalität nicht mehr Herr und verfallen der abstrusen Idee, einmal im Jahr für zwölf Stunden legal Gewalt ausüben zu dürfen (um von Aggressionen zu befreien). Die Mixtur aus «Funny Games», «A Clockwork Orange», «Straw Dogs» und «Panic Room» ist behämmert, und man weiss nicht, was Regisseur James DeMonaco will: Gewalt-Exzesse zeigen oder sie in einen moralischen Kontext stellen. In den USA ein Hit. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Auch die *Weltwoche* hält viel vom neuen Film von Richard Linklater, «Before Midnight». Während rund neunzig Prozent der Zeit sehen wir ein Paar, das sich seinen Beziehungsfrust vom Leib redet. Mit Verlaub: Früher nannte man so etwas Hörspiel. Gilt das neuerdings als Filmkunst? P. W., Bern



Linklaters Film ist das radikale Gegenteil zum lauten, hektischen Augenfutter-Kino. Das muss man nicht mögen, aber ihren visuellen Reiz haben auch die puristischen, stillen

«Quasselfilme», und Filme von Linklater gehören – jedenfalls für mich – da dazu. Reizvoll ist die Wahrhaftigkeit und Lebendigkeit des (zum Teil) spontanen Dialogspiels. Seit Ingmar Bergmans «Szenen einer Ehe», könnte man einwenden, sind die Beziehungsquerelen durchgekaut. Sind sie aber nicht; sie finden ja permanent statt. Linklater ironisiert sie sanft.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

### Die Ravioli-Schau

Von Alex Baur

Die Beiträge der «Rundschau» von SRF 1 sind wie Büchsenravioli: Es gibt sie in allen Varianten unter vielen Titeln, doch am Ende schmecken sie alle gleich. Woche für Woche bietet das Politmagazin eine Art geistiges Fastfood für den engagierten Entrüstungsbürger. Tenor: Böse Konzerne und skrupellose Bosse optimieren ihre Profite auf Kosten von Mensch und Umwelt. Und wenn die Realität nicht mit der Theorie übereinstimmt, wird mit Aromen gezaubert, bis alles wieder aufgeht.

Zum Beispiel letzte Woche. Geschichte Nr. 1: Bankbosse erkaufen sich Straferlass in den USA und liefern Mitarbeiter ans Messer; das Resultat der «Recherche», die sich in den Aussagen von drei SP-Politikern und einem Gewerkschafter erschöpfte, war absehbar. Story Nr. 2 wird als Enthüllung verkauft: In den USA gibt es «Steuerparadiese», die freizügiger mit Schwarzgeld umgehen als die Schweiz (die *Weltwoche* berichtete ausführlich über dieses Phänomen in der Ausgabe vom 7. Juni 2001).

Dann Beitrag Nr. 3: Entsorgungssünden der Schweiz! Wie die «Rundschau» herausgefunden hat, versenkte auch die Schweiz früher leicht bis mittel radioaktive Stoffe im Meer. Zwar nicht im Ärmelkanal, wie die Bilder suggerieren, sondern tief im Atlantik. Szenen des heroischen Kampfs von Greenpeace gegen den Frevel; alte Kommilitonen, die heute mit heiligem Eifer gegen ein mögliches Endlager in Benken agitieren, schwelgen in Nostalgie. Die damals für die Entsorgung verantwortlichen Beamten verlieren sich in hilflosen Rechtfertigungsversuchen.

Was der Zuschauer nicht erfährt: Die damalige Entsorgungspraxis war wohl für das Auge unschön – aber für die Natur ungefährlich. Denn selbst wenn die Fässer über die Jahrhunderte verrosteten, werden die freigesetzten Mengen der einbetonierten radioaktiven Stoffe im Meer zu einer Konzentration verdünnt, die weit unter den natürlichen Strahlenwerten liegt.

Nach dem gleichen Muster ist auch der letzte Beitrag gestrickt: «Bienensterben»! Schuld daran sind – man hat es geahnt – die Chemieriesen Syngenta und Bayer. Zwar taucht auch kurz ein Forscher auf, der das Problem bei der Varroamilbe ortet. Doch der Einwand geht unter im Einheitsbrei der Ravioli-Schau.

**Rundschau:** SRF 1, Mittwoch 12. Juni, 20.50 Uhr

# Glückliche Paare

Ein glücklicher Playboy wird noch glücklicher, und eine Künstlerin bekommt ein Museum. Von Hildegard Schwaninger



*Frisch verheiratet:* Christine Vögeli und John Schnell.

Es ist nie zu spät, eine Ehe einzugehen. So gaben sich der Publizist Alexis Schwarzenbach und der Kaufmann Mario Nerlich (Leinenausstatter) kürzlich das Jawort. Nerlich, dessen Name für feine Tisch- und Bettwäsche steht, hat zwei erwachsene Söhne aus erster Ehe (mit einer Frau), für Schwarzenbach ist es die erste Ehe.

Ist es Kapitulation oder die grosse Liebe, wenn ein eiserner Junggeselle doch noch den Bund fürs Leben schliesst? John Schnell, der frühere Prominentenzahnarzt, wagte den Sprung, vor dem er lebenslang einen Heidenrespekt hatte. Er sagte ja. Zu Christine Vögeli, der Blondine, die seit Jahren an seiner Seite steht. Trauzeugen waren die guten Freunde, das Unternehmerehepaar Ingrid und Ueli Wolfensberger (Peach-Tintenpatronen). Für John Schnell wurde es langsam Zeit: Er ist 86 Jahre alt.

Schnell ist *still going strong*. Selbst jüngeren Menschen, die ihn aus seinen (als Mediziner sowie als Playboy) aktiven Zeiten nicht mehr kennen, ist er ein Begriff. Seit der Fernsehsendung «Reporter», wo er 2012 als einer der wenigen wirklich glücklichen Menschen porträtiert worden ist.

Jetzt ist John Schnell also noch etwas glücklicher, und Christine Vögeli ist, wie der Bräutigam bei der Hochzeit sagte, «einige Millionen reicher».

Nach sechs Jahren Vorbereitung ist das Geld endlich beisammen. Für den Film «Der Kreis», der von der Schwulenbewegung handelt, die in Zürich ihren Anfang nahm und viel für die weltweite Homosexuellen-Emanzipation getan hat. Stefan Haupt führt Regie, die Dreharbeiten beginnen in diesen Tagen. Schauspielerin Marianne Sägebrecth, die korpulente Mutterfigur, seit dem Film «Out of Rosenheim» eine Schwulenikone, wurde für die Hauptrolle gewonnen, auch Anatole Taubman spielt mit.



*Rolle in «Der Kreis»:* Schauspieler Taubman.

Mehr auf der Suche nach der verlorenen Zeit als Aufbruchstimmung war der Kunstanlass, der neben der Art Basel etwas vorgestrig wirkte. Das ehemalige Zürcher Atelier

der Künstlerin Hanny Fries und ihrer Altvorderen (Grossvater Sigismund Righini und Vater Willy Fries) wurde als eine Art Museum eröffnet. Hanny Fries (1918–2009) war eine Chronistin ihrer Zeit, und weil die Zeit halt läuft, wirken die Werke heute etwas angestaubt. Dennoch sollen Fries und ihr Lebenspartner Beno Blumenstein (zu Lebensende wurde er noch ihr Ehemann) nicht vergessen gehen, dafür setzt sich Stiftungsratspräsident Richard «Cipi» Müller ein. Seine Partnerin ist Satu Dreifuss, die Witwe von Eric Dreifuss,



*Atelier als Museum:* Künstlerin Fries.

dem Ex-VR-Präsidenten des Zürcher Schauspielhauses. Sie wurden überrannt von Gästen, die alle schon eine Viertelstunde vor Beginn der Vernissage aufkreuzten. Wer später kam, fand nur noch im Hauseingang Platz. Guido Magnaguagno hielt die Laudatio. Unter den Gästen: Galerist Silvio Baviera, Zeichnerin Magi Wechsler, Chirurg und Ex-GC-Präsident Thomas Preiss mit seiner Frau Silva (auch Künstlerin), die Architekten Trix und Robert Haussmann. Für das Catering sorgte Gianni Segantini, und Cipi Müller brachte seine beiden hübschen Töchter Lisa und Laura mit, um dem Anlass etwas Jugendfrische zu verleihen.

Die Terrasse des «Baur au Lac» ist im Sommer der Hotspot für Business- und Ladies'-Lunches. Der ideale Ort, um zu zeigen, wer man ist und was man hat. Und wen man kennt. Kulinarisch: vom Hamburger bis zum Pescattacolo, einer Fischplatte in Sashimi-Art. Auf der Terrasse sah man letzte Woche die Business-Männer Lukas Mühlemann und René Theler, Grossaktionär der Schweizerischen Nationalversicherung (nicht am gleichen Tisch), im «Pavillon» den mehrfachen Oscar-Preisträger Arthur Cohn. Was im «Pavillon» auf den Teller kommt, ist frivolster Minimalismus zu absurd hohen Preisen (Krebsschwänze-Tatar als Hors d'oeuvre so winzig wie eine Frühlingsrolle). Übers Geld zu reden, ist vulgär, aber dass eine Kugel Aprikosensorbet neun Franken kostet, sei trotzdem erwähnt. Immerhin ist dafür das Servicepersonal erlesen nett.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)



## Fiese Kerle

Seit die Feministin Clarisse Thorn, 28, in die amerikanische Aufreisserszene eintauchte, weiss sie, wie der Schürzenjäger tickt, und gibt ihr Insiderwissen an andere Frauen weiter.



«Beziehung als Kampf»: Autorin Thorn.

**Keine Casanovas:** Während meiner dreijährigen Recherchen verbrachte ich viel Zeit mit Männern aus der sogenannten Pick-up-Artist-Szene, die in den USA, aber auch in Europa Zehntausende von Anhängern zählt. Ihnen geht es darum, eine möglichst grosse Anzahl von Frauen ins Bett zu bekommen, und die Devise lautet: «Sie muss in dich investieren, nicht umgekehrt.» Die Aufreissstrategien werden aus Versatzstücken der Evolutions- theorie und der Psychologie kreiert, die Frauen als «Ziele» bezeichnen und auf einer Skala von eins bis zehn bewerten. Zuunterst steht das «Warzenschwein», zuoberst das «Hot Babe». Es werden auch sogenannte *lay reports* geschrieben, Berichte, in denen die Erfolge geschildert werden. Man könnte es sexistisch nennen, aber dass sich diese Schürzenjäger der Alltagsmoral entziehen, finde ich gut. Von den subtilen Taktiken eines Casanovas wissen sie allerdings wenig, und in diesem Sinn erkennen manche nicht, dass sie Grenzen überschreiten und zu weit gehen.

**Jäger und Opfer:** Unter den sieben Kategorien, in die ich die Pick-up-Artists (PUA) einteile, gibt es nur eine gefährliche Gruppe. Diese Männer wollen sich für erfahrenes Leid an den Frauen rächen oder ergötzen sich schlicht an ihrer eigenen Dominanz. Der Rest

ist eher harmlos: Manche sind verklemmt, soziologisch interessiert oder haben einfach Spass daran, die Gruppentreffen mit anderen Jungs zu organisieren. Natürlich sind die PUA und ihre Opfer ein überzeichnetes Klischee, gleichzeitig steckt auch in jedem normalen Flirt etwas von den Strategien eines professionellen Aufreissers und dem Verhalten der Angebeteten, die sich umgarnen lässt. Die Methoden der Pick-up-Artists sind an sich gar nicht das Problem, sondern dass viele Aufreisser dieser Szene zwischenmenschliche Beziehungen als Kampf oder Wettbewerb ansehen, in dem sie sich behaupten müssen.

**Nur für Frauen:** Aus diesem Grund habe ich eine Liste mit simplen Erkennungsmerkmalen erstellt, die den PUA eben auf den ersten Blick erkennen lassen. Eine der wichtigsten Pick-up-Devisen lautet: «Locken und wegstossen.» Auf zahlreiche Komplimente und geschickt verteiltes Lob folgt meist Abweisung und Erniedrigung. Eine Methode, deren Ziel es ist, sich interessanter darzustellen und das Gegenüber gefügig zu machen. Persönliche Geschichten, die wie Drehbücher klingen, sind zudem meist unwahr oder deuten zumindest auf einen Routinier hin: Viele Schürzenjäger der neuen Generation führen keine Konversationen im üblichen Sinn, sie kennen die geführte Unterhaltung auswendig und haben sich bereits im Vorfeld jedes Wort zurechtgelegt. Vorsicht ist auch bei Männern geboten, die ein zu auffälliges Styling an den Tag legen oder zu spät kommen. Viele Aufreisser lassen Frauen nur zu gern auf sich warten und kommen generell zu spät, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und sich wichtig zu machen. Die letzte Stufe der erlernten Verführungsstrategie ist die Methode der *last minute resistance*: Sollte eine Frau in letzter Minute vor dem Beischlaf Zweifel äussern und sich widersetzen, wird der Pick-up-Artist das Nein der Frau erst ignorieren und schliesslich die Strategie des sogenannten *freeze-out* anwenden. Er friert die Situation ein, indem er schlagartig aufhört, die Frau zu beachten, und bestraft sie, indem er sich einer anderen Tätigkeit zuwendet.

**Clarisse Thorn:** Fiese Kerle? Unterwegs mit Aufreissern. Ein hautnahes Experiment. Eden Books. 320 S., Fr. 16.90. [www.edenbooks.de](http://www.edenbooks.de)

Protokoll: Franziska K. Müller

## Kürzlich in Berlin

Von *Andreas Thiel* — Manchmal braucht man wirklich einfach nur mitzuschreiben.

**Roger Köppel:** Herr Finanzminister, was halten Sie von Widmer-Schlumpfs Schiffbruch im Parlament mit der «Lex USA»?

**Wolfgang Schäuble:** Das hat nichts zu bedeuten. Sie ist eine grossartige Frau.

Eveline Widmer-Schlumpf ist unsere beste Mitarbeiterin. Dass sie auch für die USA arbeitet, wusste ich nicht.

**Köppel:** Eveline Widmer-Schlumpf arbeitet für das schweizerische Finanzdepartement.

**Schäuble:** Da irren Sie sich. Soviel ich weiss, ist Eveline Widmer-Schlumpf deutsche Botschafts- angestellte. Sie hat zwar einen starken Akzent, vermutlich kommt sie aus dem Südtirol. Auf jeden Fall vertritt sie in Bern mit grossem Erfolg die Interessen Deutschlands.

**Köppel:** Welche Interessen?

**Schäuble:** Wie alle Regierungen interessieren auch wir uns in erster Linie fürs Steuereintreiben.

**Köppel:** In der Schweiz?

**Schäuble:** Ja, denn die Schweiz ist sehr reich. Unser Vorbild ist Robin Hood, der den Reichen das Geld weggenommen hat, um damit seine Verwaltung zu finanzieren.

**Köppel:** Haben Sie nicht gelesen, was unser Kolumnist Andreas Thiel in der *Sonntagszeitung* geschrieben hat? Robin Hood hat nicht die Bürger ausgeraubt, um das Geld dem Staat abzuliefern, sondern die Steuereintreiber überfallen, um das Geld den Steuerzahlern zurückzugeben.

**Schäuble:** Ach? Das wäre ja dann aktive Beihilfe zur Steuerhinterziehung!

**Köppel:** So lange eine Regierung das Budget nicht einhalten kann, ist Steuerhinterziehung der einzige Hebel des Steuerzahlers.

**Schäuble:** Äh, naja ... Es war nett, mit Ihnen zu plaudern, auf Wiedersehen.

**Axel Weber:** Guten Abend, Herr Köppel, hier ist meine Karte, rufen Sie mich doch bei Gelegenheit mal an.



**Andreas Thiel,** Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Way Out West

Von Peter Rüedi



Schweizer mokieren sich gern über Amerikaner, die Schweden mit der Schweiz verwechseln. Ich möchte allerdings nicht wissen, wie viele Schweizer Washington, D.C., vom Staat Washington unterscheiden können. Die eine Ahnung davon haben, dass im nordwestlich-pazifischen Zipfel des Landes Wein angebaut wird, dürften im unteren Promillebereich, jene, die wissen, was, an einer Hand abzuzählen sein. Dabei ist der Staat zwischen dem (zumal für seine Pinots berühmten) Oregon und der kanadischen Grenze, ich staunte bei meinem kleinen Nachhilfeunterricht nicht schlecht, der zweitgrösste Weinproduzent der USA (weit hinter Kalifornien, aber immerhin). Und zwar liegen die Rebbauggebiete nicht etwa an der Pazifikküste (in der Nähe der grössten Stadt Seattle z. B.), sondern im Osten, jenseits der sogenannten Cascades, des Bergzugs, der ein Steppenland gegen das Meer hin abschliesst, in dem kein Mensch eine bedeutende Weinproduktion vermutete. Klirrende Winter, heisse Sommer.

Einem ambitionierten Winzer sind grosse Temperaturunterschiede willkommen. Und ein Betrieb, der sich zuerst Grand Rêve nannte, jetzt Force Majeure heisst und einen Weinberg mit dem Namen Ciel du Cheval bewirtschaftet, hat Höheres im Sinn. Französische Klasse. Die «Collaboration Series» von Force Majeure sind ein Joint Venture mehrerer Winzer. CS III 2009 ist ein sehr bemerkenswerter hundertprozentiger Syrah von Mark McNeilly, mächtig, komplex, mit dunkler Frucht, auch Röst- und Rauchnoten neben pfefferiger Würze. Dreissig Prozent neues französisches Holz. Sehr eigenwillig, wuchtiger als die noblen Syrahs von der oberen Rhone.

Was sag ich älteren Herrschaften gewöhnlich, die mir in den kurzen Heimat-Stoppis Fotos aufnötigen, bevor sie rastlos auf die nächste Reise um die Welt *seckeln*? «Bewege dich nicht! Die aufregendsten Exkursionen beschert uns eine Flasche Wein, zu Hause am Tisch.» Vorausgesetzt, es ist die richtige, wie zum Beispiel diese aus dem heissen kalten Washington.

Force Majeure, Ciel du Cheval Vineyard: Collaboration Series III 2009 Syrah, 14,5%. Boucherville, Zürich. Fr. 53.50. [www.boucherville.ch](http://www.boucherville.ch)

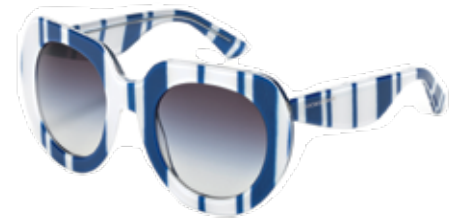
## Sonne, Zen und hohe Haare

Von Jürg Zbinden

1 — Zwar hat die Côte d'Azur schon längst ihre Unschuld verloren, aber die Erinnerungen an den Glamour aus einstigen Jetset-Zeiten sind noch nicht gänzlich verblasst. Die Retro-Brillenmodelle in Blau und Rot lassen an Brigitte Bardot denken, doch auch die Augen von Gina Lollobrigida, Claudia Cardinale oder Sophia Loren hätte der XXL-Sonnenschutz zuverlässig vor neugierigen Blicken und schädlichen Strahlen abgeschirmt. Und da die Sonnenbrillen von Dolce & Gabbana sind und da aus der aktuellen Sommerkollektion, würden der Strand von Rimini und die italienischen Filmdiven perfekt miteinander harmonieren. Im ausgewählten Optikfachhandel für etwa Fr. 325.– das Modell. Ein Tipp: Die Eyecatcher werden selbst beim nächsten Filmfestival in Cannes ihre Wirkung nicht verfehlen.

2 — Der Name des Produkts, «Forme fatale» (125 ml um Fr. 37.–), meint natürlich kein misslungenes Styling. Vielmehr passt er zur Femme fatale, der verhängnisvollen Frau. Das Gel grosszügig im handtuchtrockenen Haar verteilen, die Ansätze während des Föhnens mit einer Bürste anheben. Mit golden schimmernden Mikropartikeln. «Mousse bouffante» (150 ml um Fr. 32.–) ist ein Schaum für aussergewöhnliches Volumen. Vor dem Gebrauch gut schütteln. Mousse in den Längen des Haars verteilen und anschliessend trockenföhnen. Beide Stylingprodukte stammen aus der nicht weniger als zehn Produkte enthaltenden Linie «Couture Styling» vom Haarspezialisten Kérastase. Ladys am Rande des Nervenzusammenbruchs wird geholfen, Volumen, Locken, Halt und Brillanz sind gesichert.

3 — Die limitierte Edition «Zen Sun» von Shiseido für die Dame in einem gläsernen zartrosa Flakon – wie Morgentau auf Kirschblüten. Das blumig-fruchtige Eau de Toilette fraîche mit Noten von Bergamotte und Mango stammt von Meisterparfümeur Michel Almaïrac. Für den Herrn hat seine Kollegin Françoise Caron einen frischen, maskulinen Zitrusduft geschaffen, mit aquatisch-holzigen Noten. 100 ml «Zen Sun» für die Dame sind mit etwa Fr. 107.– teurer als für den Gentleman, der für seinen Flakon derselben Grösse mit ungefähr Fr. 80.– etwas bevorteilt ist. Dafür gehen zwei Glas Champagner auf seine Rechnung, oder? Cheers!



1



2



3







Auto

## Luxuriöses Sonderangebot

Bald kommt ein neuer BMW X5. Deshalb lohnt es sich, dem alten nochmals etwas Aufmerksamkeit zu schenken. *Von David Schnapp*

Wer beim Autokauf etwas rechnet, kann sich zum Beispiel dann auf dem Markt umsehen, wenn ein Autohersteller die Erneuerung eines neuen Modells ankündigt. Der BMW X5 zum Beispiel wird, rundum erneuert, im Herbst im Handel sein. Deshalb ist es besonders attraktiv, jetzt einen «alten» BMW X5 zu kaufen, weil es jetzt mehr fürs Geld.

Der X5 gehört zu den Begründern des SUV-Segments, ein mächtiger Wagen mit Allradantrieb, aber ohne ausgeprägte Offroad-Fähigkeiten. Der X5 ist eher ein geräumiger, bequemer, hochgelegter Salon. Solche Autos fährt man gerne mit den Armen auf den Lehnen aufgestützt, entspannt im nicht abreisenden Strom des Verkehrs mitschwimmend. Man nimmt sich Zeit, geniesst die Übersicht und gondelt über Landstrassen und Autobahnen.

Besonders schön gelingt einem diese tagträumerische Kunst der Fortbewegung in der Sonderserie, die BMW jetzt in der Schweiz zu Ehren des auslaufenden X5-Modells aufgelegt hat: Die Pure Luxury Edition ist mit einer Ausstattung aus den Werkstätten der «Individual»-Abteilung versehen, wo besonders schönes,

weiches, wohlriechendes Leder verarbeitet wird. Es gibt ausserdem ein Lederlenkrad mit Holzintarsie oder ein Kommunikationspaket mit Navigation, DAB-Radio und andere technische Annehmlichkeiten zu einem guten Preis (Fr. 1990.– statt Fr. 5680.–).

### Immer etwas Reserve

Unser Testwagen war mit dem beliebten BMW-Reihen-Sechszylindermotor ausgerüstet, der über zwei Turbolader und Common-Rail-Direkteinspritzung verfügt. Kurz: Man hat sehr schnell sehr viel Kraft zur Verfügung, und sie verlässt einen auch nicht mehr. Da ist immer noch etwas Reserve, um zu überholen. Das maximale Drehmoment beträgt 600 Nm bei 1500 bis 2500 Umdrehungen, damit lässt sich auch ein stattlicher Anhänger mühelos ziehen. Der Verbrauch pendelte sich im Alltag bei 9,5 Litern auf 100 Kilometer ein, was in Ordnung geht im Vergleich zu Leistung und Gewicht. Vollgetankt hat der 40d eine Reichweite von 800 bis 900 Kilometern, bald einmal kennt man Tankstellen nur noch aus Erzählungen.

Fazit: Der X5 ist ein vielseitiger und gut aussehender Allrounder. Die Kompromisse, die man machen muss, wenn man jetzt noch die auslaufende Serie anschafft, sind schmerzfrei, es geht etwa um die Bedienung des Tempomaten (mit Abstandsradar!), die nicht optimal gelöst ist. Das lässt sich angesichts des Gesamtpakets gut ertragen.

#### BMW X5 40d Pure Luxury Edition

Leistung: 306 PS, Hubraum: 2993 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 236 km/h  
Preis: Fr. 89 000.–

Zu Tisch

## Fisch, perfekt

Von David Schnapp



Zur thematischen Einstimmung auf das **Z**ess-Festival «Il Tavolo», das nächste Woche in Zürich veranstaltet wird, fanden sich mehr oder weniger prominente Hobbyköche in den beteiligten Fünfsternehotels für eine leichte Kochlektion ein. Die Moderatorin Monika Schärer, der Gastronom Nicholas Maeder oder die neuen Chefs von Zürich Tourismus, Martin Sturzenegger, und vom «Dolder Grand», Mark Jacob, sollten bei Heiko Nieder Techniken lernen, die man auch zu Hause gut gebrauchen kann. Nieders «The Restaurant», dekoriert mit zwei Michelin-Sternen und 18 Gault-Millau-Punkten, ist zurzeit der beste Ort in Zürich, um auf hohem Niveau zu essen, und der gebürtige Hamburger ist schweizweit einer der Besten seines Fachs.

Gelehrt wurde unter anderem die einfache und sichere Variante, einen Fisch schön zart zu garen, was wir hier kurz nacherzählen wollen: Man nimmt zum Beispiel ein Filet vom Saibling oder von der Forelle (mit Vorteil natürlich selbst filetiert) und legt es, nachdem es gesalzen und gepfeffert wurde, mit der Haut nach oben in eine Mischung aus geklärter Butter, Oliven-Limonenöl, gibt einige frische Kräuter drauf (etwa Zitronenthymian) und deckt alles mit Frischhaltefolie ab. Dann geht das Ganze bei siebenzig Grad zwölf bis vierzehn Minuten in den Ofen. Die Filets sind gar, wenn sich die Haut leicht abziehen lässt. Das Resultat ist ein glasiger, sehr zarter Fisch mit einem vollen Aroma, den man auf diese Weise auch für eine grosse Tafel zubereiten kann.

Womit wir wieder beim Thema wären: Nächste Woche trifft sich Zürich im Rahmen von «Il Tavolo» zum Essen. Leitmotiv des Festivals ist es, viele Leute an einen Tisch zu bringen, etwa an der Eröffnung in der «Bärengasse» im Lichthof am Paradeplatz und an langen Tafeln im Gemüse-Engrosmarkt. In den Gastgeberhotels treten ausserdem einige interessante Schweizer Talente wie Christian Kuchler und Pascal Schmutz als «rasende Köche» auf.

**Il Tavolo – Zürich bei Tisch:** 27. bis 30. Juni 2013.  
Informationen: [www.il-tavolo.ch](http://www.il-tavolo.ch)  
**The Restaurant im Dolder Grand,**  
Kurhausstrasse 65, 8032 Zürich. Tel. 044 456 60 00.  
[www.thedoldergrand.com](http://www.thedoldergrand.com)



«Es bleibt immer etwas hängen»: Designer und Sammler Sachs, 57.

MvH trifft

## Rolf Sachs

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einem Designer und Kunstsammler, der die längste Zeit bloss Sohn des Vaters war.

Sind Sie als Künstler oder Sammler an der Art Basel?» (Wir trafen uns im Restaurant in der Halle, wo die Design messe Miami/Basel stattfand.) «Ich bin heute als Künstler gekommen, weil ich in meiner Galerie ausstelle [Gabrielle Ammann Gallery], aber irgendwo komme ich natürlich auch mit dem Sammlerherz.» (Er spricht ein Schriftdeutsch, in dem Schweizer Mundart vorkommt.) «Welche Künstler interessieren Sie am meisten?» – «Ich würde eine Runde an der Design Miami/Basel machen, da fallen mir neue Designstücke ins Auge. Und dann interessiere ich mich stark für den Anfang der Moderne; Rietveld, Prouvé – Sachen halt, die Schlüsselstücke sind der Designgeschichte, ich habe eine Rietveld-Sammlung aufgebaut. Und an der Art würde ich zu meinen speziellen Galerien gehen, zu Sprüth Magers, zu Michael Werner; zu dem Galeristen, der die ganzen Leipziger Künstler hat... Lybke, Eigen + Art, den finde ich ganz toll.» – «Und was ist

Ihr interessantestes Werk im Augenblick?» – «In der Schweiz habe ich ein Projekt, das heisst <Camera in motion>; da haben wir eine Kamera auf der RhB [Rhätische Bahn], von Chur nach Tirano über St. Moritz, und fotografieren seitlich aus dem Fenster, da kommt was ganz Interessantes raus, ein bisschen wie das Werk von Richter – Fotorealismus, Verschwommenes, totale Abstraktion und sogar die Kombination davon.» (Ein Schulterblick wird an der Veranstaltung St. Moritz Art Masters im August zu sehen sein.)

Rolf Sachs, 57, ist der Sohn von Gunter Sachs. Dieser Satz, der eigentlich bloss der erste Teil eines Satzes ist, beschreibt so etwas wie Glanz und Elend seiner Biografie. Der Satz geht im Grunde so weiter: Er lebt und arbeitet in London und St. Moritz als Designer von Möbeln und Objekten sowie als Bühnenbildner und Kunstsammler. Ausserdem ist er, etwa, Präsident des Dracula Clubs, eines privaten gesellschaftli-

chen Vereins in St. Moritz. Doch die längste Zeit interessierten sich bloss wenige Leute für Angaben zu Rolf Sachs, die nach: «Ist der Sohn von Gunter Sachs» folgten.

### «System Sachs»

«Sie sind in einer privilegierten Lage wirtschaftlich gesehen, macht das das Kunstmachen einfacher oder schwerer?» – «Also, es ist ganz klar, ich habe einen Vorteil. Und wie so oft im Leben, kommen daraus auch Nachteile. Der Vorteil: Man kann ab und zu Sachen machen, für die ich nicht unbedingt einen Sponsor brauche. Oft ist es aber ein Nachteil, wenn man akzeptiert und respektiert werden will in der Kunstwelt; die Leute sagen: «Weshalb muss der jetzt das machen?» Aber ich glaube, langsam habe ich das jetzt überwunden.» – «Not und Verzweiflung, sagen viele, bringen erst grosse Werke hervor.» – «Das glaube ich nicht. Es kann ein Katalysator sein, keine Frage, vor allem in der Lyrik, denke ich. Doch ich bin eine neugierige Person und ständig interessiert, neue Gedanken zu spinnen. Was ist Kunst, was will man damit? Den Leuten die Seele erweitern, sie toleranter und damit freier machen. Auf diesem Weg sind wir ein Riesenstück vorangekommen im 20. Jahrhundert.»

«Sie waren die längste Zeit, für die Öffentlichkeit, der Sohn Ihres Vaters. Jetzt sind Sie die Oberhaupt der Familie. Hat sich etwas geändert für Sie?» (Sein Vater starb vor zwei Jahren; seine beiden Brüder, die eine andere Mutter haben, sind jünger.) «An und für sich hat sich für mich nicht so viel geändert. Ich habe, glaube ich, schon sehr früh meine Persona gefunden. Dass ich von der Aussenwelt und in der Öffentlichkeit sicher irgendwo als Sohn des Vaters erkannt wurde, ist völlig klar, er war natürlich omnipräsent und sehr berühmt. Man sagt ja, erst wenn der Fall eintritt [Tod eines Elternteils], wird man richtig erwachsen... Zuerst hoffe ich, dass ich dadurch nicht ganz so erwachsen worden bin; die Jugend zu halten, ist wichtig. Dahrendorf sagte, mit neunzig: «Everybody's born with an age, mine is 32.»»

«In den Enthüllungen eines Journalistennetzwerks wurde vor kurzem der Name Ihres Vaters mit Steuerhinterziehung in Zusammenhang gebracht und die *Süddeutsche Zeitung* zum Beispiel schrieb dann vom «System Sachs» – schadet das Ihnen?» – «Ich glaube, als Künstler schadet es mir nicht. Unsere Familie wurde dort angeschwärzt, unrechtmässig, und wir haben überhaupt nichts zu verstecken. Aber es ist so, auch wenn es ungerechtfertigt ist, wenn so etwas passiert, bleibt immer etwas hängen.» – «Hat der Sozialneid in der Schweiz auch zugenommen?» – «In Deutschland ist das schon lange so, dafür sind die Deutschen bekannt. In der Schweiz ist es jetzt ein bisschen mehr so.»

Sein Lieblingsrestaurant: «Isebähnli», Froschaugasse 26, Zürich, Telefon 043 243 77 87.



# HUBLOT



BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich  
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com



HUBLOT

Hublot Classico Ultra-Thin Skeleton.  
Ultraflaches, skelettiertes Manufakturwerk mit  
90 Stunden Gangreserve. Gehäuse aus einer  
neuen, einzigartigen Rotgold-Legierung:  
King Gold. Armband aus Kautschuk und  
schwarzem Alligatorleder.

[www.hublot.com](http://www.hublot.com) • [twitter.com/hublot](https://twitter.com/hublot) • [facebook.com/hublot](https://facebook.com/hublot)